

Während die Muhme eine Lampe ansteckte, um den Abendsegen noch lesen zu können, blieb sie vor der Hausthür stehen. (S. 6.)

Universal-Bibliothek für die Jugend.

Die Botenfrau.
Die Sonntagsschule.
Lorenz, der Freigemeindler.

Drei Erzählungen

von

Marie Nathusius.

Für die reifere Jugend bearbeitet

von

Dr. Werner Werther.

Mit zwei Abbildungen
von Ernst Kepler.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Sämtliche in die „Universal-Bibliothek für die Jugend“ aufgenommenen Werke sind von bewährten Pädagogen und Jugendschriftstellern ausgewählt, resp. bearbeitet.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Die Botenfrau.

„Rose, nimm die Leinwand auf, es ist Zeit zum Schlafengehen!" So rief Frau Feuerstake ihrem zwölfjährigen Pflegetöchterchen zu, das feiernd über den Zaun hinweg in das Freie schaute.

„Jetzt schon, Muhme?" fragte Rose in einem Ton, der deutlich zeigte, daß sie nicht gern dem Rufe folgte.

„Du liebe Zeit!" entgegnete die Muhme, „als ob nicht jedes Ding ein Ende nähme! Am Tage regt man sich und die Nacht schläft man." Dabei gähnte sie herzhaft und schien damit sagen zu wollen, daß sie mit dieser Ordnung sehr zufrieden sei.

„Jetzt wird es erst hübsch außen," warf Rose ein, indem sie das Leinen zusammenlegte.

Die Muhme half ihr dabei. „Jetzt erst hübsch außen?" wiederholte sie. „Ja, die vornehmen Leute haben Zeit, abends noch lange in den Mond zu schauen; unsereins, wer von seiner Hände Arbeit leben muß, legt sich beizeiten hin, daß er beizeiten wieder aufstehen kann."

„Meine selige Mutter blieb aber auch gern abends auf," erzählte Rose; „wenn sie am Tage ihre Arbeit gehabt und der Vater seine Schule gehalten, dann gingen sie im Garten hin und her, oder saßen auf der Bank vor der Thür, und mich hatte die Mutter auf dem Schoß und wir sahen uns den Mond und die vielen Sterne an. Von der Mutter habe ich es geerbt, daß ich gern des Abends länger aufbleibe," fuhr Rose fort.

„Wenn du nur auch etwas anderes von ihr geerbt hättest!" platzte die Muhme heraus. Aber in der Sorge, sie möchte ihr Pflegetöchterchen beleidigt haben, fuhr sie

freundlich fort: „Rose, du weißt, wie ich es meine, aber den gelehrten Stand wirst du vergessen; wenn du erst groß bist, wirst du einsehen, kein besser Ding in der Welt als eine Botenfrau, und ich wüßte auch gar nicht, wer meine Stelle, wenn ich einmal tot bin, einnehmen sollte."

Rose sah sie zweifelhaft an, sie folgte ihr aber in das Haus, und während die Muhme eine Lampe ansteckte, um den Abendsegen noch lesen zu können, blieb sie vor der Hausthür stehen. Sie beobachtete den Mond, wie er eben golden auf dem gegenüberliegenden Berge ruhte, und schaute, wie die Sterne unzählig auf dem blauen Grunde blitzten. Es war gar zu schön anzusehen, und es war so still, daß man weither die kleinen Heimchen musizieren hörte. Am vergangenen Abend hatte Rose die Muhme gefragt, ob die Welt beim hellen Tageslicht oder am späten Abend schöner sei; die Muhme hatte ihr auseinandergesetzt, Gottes liebe Welt sei immer herrlich, und man bewundere sie gerade, wenn man Zeit dazu habe. Rose hatte ihre Meinung nicht recht gut auszudrücken gewußt, heute war es ihr ganz deutlich, warum es am Abend schöner als am Tage sei. Am Tage freut man sich über die Welt und ihre Schönheit, und das Herz überlegt, welche schöne Stunden und Tage ihm der Herr hier auf der Erde noch schenken möchte, und es gedenket der Menschen, von denen es sich nicht gern trennen möchte. Am Abend aber ist die Erde zugedeckt mit einem Schleier, sie ist so still und dunkel, und die zerstreuenden Bilder von ihrer Freude und ihrer Lieblichkeit treten zurück, es wird stiller und stiller im Herzen, und der Glanz und die Schönheit des Himmels wecken ein Sehnen, was das Herz so selig bewegt, wie gar keine Freude in der Welt es bewegen kann. Dort oben sind meine seligen Eltern, dachte sie auch; und dort oben werde ich auch sein. — Ihre Mutter hatte im vergangenen Jahr auf dem Sterbebett zu ihr gesagt: „Röschen, jetzt sind wir traurig, aber über ein Weilchen, dann wird es uns sein, als wenn wir einen schweren Traum gehabt, dann liegt das kurze Leben hinter uns und wir sind selig zusammen. Denke nur oft an deine Eltern und denke, daß dort oben unsere Heimat ist." — Darum schaute nun Rose so gern in

den tiefblauen Himmel und träumte von einer wunderbaren Heimat dort, deren Schönheit man sich nicht deutlich vorstellen kann, deren Ahnung aber die Seele in die Ferne zieht.

Die Muhme hatte indessen die Lampe angesteckt, und Rose mußte sich trennen von dem blitzenden Nachthimmel. Sie ging in das kleine Stübchen, hörte andächtig dem Abendsegen zu und sang andächtig die beiden Schlußverse von dem Abendliede mit: „Nun ruhen alle Wälder“. Als die Worte kamen:

Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Kein Unfall noch Gefahr!

dachte sie, wen sie damit eigentlich meinen könne, sie hatte niemand in der Welt als die Muhme Feuerstake, die Botenfrau von Mohringen und für die ganze Umgegend war, und die sie aus großer Barmherzigkeit bei sich aufgenommen. — Nun ja, Verwandte hatte sie freilich nicht, aber drüben im nächsten Dorfe, wo ihr seliger Vater Schullehrer gewesen, da lebten der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin mit ihren sieben Kindern, die hatte sie auf der Welt am liebsten, und denen wünschte sie jetzt die güldenen Waffen um das Bett und ging dann selbst zur Ruhe.

Als die Muhme allein war, schüttelte sie nachdenklich den Kopf. Es ist Jammer und Schade um das Mädchen, dachte sie, aber eine vernünftige Botenfrau wird es im Leben nicht. Es wird überhaupt nichts Vernünftiges aus ihr, sie kann weder tüchtig zugreifen bei der Arbeit, noch ist sie resolut mit den Leuten; sie wird höchstens wieder eine Frau Kantorin, die des Abends in den Mond schaut, und die nichts weiter zu beschaffen hat, als Stuben zu fegen und Suppen zu kochen. Als ich so alt war wie sie, bin ich schon mit der Mutter nach der Stadt gelaufen und habe die Welt kennen gelernt, und hier im Dorfe bin ich umhergesprungen und habe Bestellungen gemacht, und habe auch schon guten Rat gegeben, wie es sich gehört. Wenn ich die Rose einmal mitnehme nach der Stadt, da meint sie, zwischen den vielen Menschen werde es ihr bedenklich zu Sinne, und wenn ich sie hier im Dorfe umherschicke, da

mag die Frau Schulzin sich lange hinter den Ohren kratzen, weil sie nicht weiß, ob sie dem Mariechen ein rotes oder ein grünes Kleid kaufen soll, die Rose bleibt stumm wie ein Fisch und meint, sie könne sich nicht gut in fremde Sachen einmischen. Nein, zur Botenfrau schickt sie sich nicht, aber der liebe Gott wird ja wissen, was aus ihr wird. — Mit dem letzten Gedanken beruhigte sich die Muhme und ging zu Bett.

Am andern Morgen, noch ehe es dämmerte, war sie zum Abmarsch gerüstet, die Kiepe auf dem Rücken, den Stock in der Hand, stand sie in der Hausthür und hinterließ Rose ihre Verordnungen auf den Tag. Weil das Mädchen gar zu schläfrig dabei stand, wiederholte sie noch einmal nachdrücklich: „Die Ziege also bindest du an und schaust immer hin, daß sie sich nicht im Strick verfängt, und die Kohlpflanzen mußt du gießen, ehe die Sonne hochsteht. Das Schwein vergiß ja nicht. Die Leinwand legst du jetzt schon hin, nichts bleicht schöner als der Tau. Du kannst dich aber wieder hinlegen, bis der Hirte bläst." — Jetzt sah sie bedenklich nach dem Vollmond, der im Verbleichen der Morgenröte gegenüber stand. „Du schaust mir aber jetzt nicht in den Mond," warnte sie.

Rose schüttelte den Kopf. Nein, jetzt hatte sie keine Lust dazu, um jetzige Zeit hatte ihre selige Mutter noch geschlafen, da stehen ja auch nur die Botenfrauen auf.

Die Muhme ging nun mit rüstigen Schritten fort, im Gehen überlegte sie sich noch einmal, ob sie alle Besorgungen in der Tasche hätte. Ja vom Dorfe wohl; aber im nächsten Dorf und auf der Oberförsterei und auf zwei großen Mühlen mußte sie noch vorsprechen. Sie hatte ein wichtiges Amt, und die Frau Forstmeisterin hatte gar nicht unrecht, als sie neulich zu ihrem Bruder, dem Herrn Minister, gesagt hat: „Es ist wohl eher ein guter Minister zu finden als eine gute Botenfrau." Eine Botenfrau muß eigentlich alle Tugenden in sich vereinigen. Sie muß klug sein, denn wie könnte sie die Aufträge, die ihr von den vielen Hausfrauen gemacht werden, ausrichten? Dann muß sie grundehrlich sein, die Gelegenheit ist zu verführerisch, hier und da etwas in ihre Tasche zu stecken, was nicht hinein gehört. Sie muß auch sehr gefällig sein und Mühe und

gute Worte nicht scheuen, wenn es auch nicht ihrem Vorteil, sondern dem Vorteil von anderen gilt. Außerdem muß sie guten Rat geben können, denn es gibt Leute genug, die selber nicht wissen, was sie wollen, sich Proben bringen lassen und doch nicht zum Kaufen kommen können. Die Muhme Feuerstake vereinigte alle diese Tugenden in sich, das war nicht zu leugnen. Sie genoß auch überall ein großes Ansehen, wußte Bescheid in all den Bauernhöfen und durfte überall einsprechen, und da Mohringen wenig Verkehr mit der Stadt hatte, hatte sie genug zu thun, um die Bauernfrauen und auch die vornehmen Frauen ihrer Kundschaft mit unentbehrlichen Dingen zu versorgen.

Als sie so am Dorfe entlang ging, hatte sie allerhand Betrachtungen. Was mögen die Hoppelstedts so früh zu schaffen haben? dachte sie verwundert und schaute nach einem kleinen Häuschen, in dem schon Licht brannte: sie lieben doch gerade das Frühaufstehen nicht; wenn ich's nicht eilig hätte, da möchte ich einmal in das Fenster schauen. Hoppelstedts waren die gutmütigsten Leute im Dorfe, aber sie waren langsam und träge über die Maßen.

Als sie ein Stückchen weiter kam, sah sie wieder in einem Hause Licht und hörte darin laut reden. Nun ja, die Heinemanns möchten Tag und Nacht schaffen, nicht um ihr täglich Brot, sondern daß es hin und wieder drunter und drüber gehen kann! dachte sie. Sie ging am Hause schnell vorüber, obgleich die Heinemann gestern sagen ließ, sie möchte noch einmal vorkommen; sie hatte nicht Lust, Leckereien für die Verschwender mitzubringen. — Heinemann war Kräuterhändler und hatte im Sommer einen leichten Verdienst, er aber samt seiner Frau dachte nicht daran, für den Winter zu sparen; was sie verdienten, mußte alle werden, und im Winter halfen sie sich mit schönen Versprechungen bei den Leuten durch; sie mußten zwar dabei wie die Dachse vom eigenen Fette zehren und wurden lumpig dabei, es störte sie aber nicht in ihrem gewohnten Leben, sie blieben Jahr für Jahr dabei. Vor vierzehn Tagen war Heinemann mit der Frau und mit fünf Kindern zum Jahrmarkt gezogen, da hatten sie sich im Gasthof einen großen Schweinebraten geben lassen und hineingehauen wie die

Wölfe, zum Aerger der ordentlichen Mohringer, die aus Sparsamkeit sich gar nicht an ein warmes Essen wagten. Die Leute, die das Schweinebratenessen mit angesehen, haben sich verbrüdert, sie wollen im nächsten Winter die Hungerleider hungern lassen. Die Feuerstake aber hat ihnen prophezeit: Jetzt ärgern sie sich, und die Gutschmecker wintern sich durch, so gut es geht, und essen nächsten Markt wieder Schweinebraten.

Ehe die Botenfrau das Ende des Dorfes erreicht, mußte sie noch an zwei großen Bauernhöfen durch. Aus dem ersten gingen gerade die Mäher hinaus, und der Herr des Hauses rief ihr einen guten Morgen zu. Hier wohnte die Frau Schulzin, die sich gestern nicht entscheiden konnte, ob sie ihrem Töchterchen ein rotes oder ein grünes Kleid anschaffen sollte. Nun, wenn sie auch der Muhme Feuerstake manche Not machte, weil sie sich zu keinem Ding entschließen konnte, so war sie doch mit ihrer ganzen Familie der Muhme an das Herz gewachsen, weil sie alle gottesfürchtig und brav waren. Bäuerisch trug sich freilich nur noch die Großmutter im Hause, aber die Mutter samt ihren Töchtern machten nicht übertrieben Staat. Von Hüten und gestickten Kragen war nicht die Rede, die Mutter hatte einmal ihrer Nachbarin, der Schmidtmaiern, auseinandergesetzt Petri 3: „Welcher Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten, mit Goldumhängen oder Kleideranlegen; sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott." Das hatte die Schmidtmaiern sehr übel genommen, weil sie sich davon getroffen fühlte. Sie ging mit ihren beiden Töchtern einher, als ob sie sich über das Modejournal lustig machen wollten. Frisuren an den Kleidern und Samtjacken, und an den Hüten mußten Bänder und Blumen dick sitzen, weil sie es bezahlen konnten. Sie wollten gern Fräulein sein und wurden allen zum Spott. Neulich war eine Hutschachtel aus Versehen nach der Forstmeisterei geraten, da hatte das jüngste übermütige Fräulein den Hut aufgesetzt und die Hausgenossen knicksend gefragt: „Wer bin ich wohl?" „Schmidtmaiers Katharinchen!" hatten sie alle lachend gerufen. Nun, Bauernart paßt nicht zum Modejournal.

Als die Feuerstake eben in das Feld biegen wollte, ward sie laut beim Namen gerufen. Sie wandte sich und die Schmidtmaiern kam ihr selbst nachgelaufen.

„Frau Wase!" redete die Schmidtmaiern sie freundlich an, — sie waren verwandt und heute ließ sich die reiche Bauernfrau herab diese Verwandtschaft gelten zu lassen: — „Da ist nun das dumme Freischießen in der nächsten Woche und Sie weiß, Frau Wase, wie die Kinder da nicht nachlassen, ein jedes muß eingekleidet sein."

„Ja, es ist eine Sünde und Schande mit dem unnötigen Staatmachen!" entgegnete die Frau Wase.

„Wer seinen Beutel nicht zu Rate zieht, ist freilich schlimm daran," fuhr die Schmidtmaiern abwehrend fort, „ein jeder muß sich nach seiner Decke strecken. Uebrigens, meine Mädchen sollen für diesmal keine Kleider haben, nur ein Ding haben sie unumgänglich nötig, so ein Ding zum Umhängen, ich weiß nicht, wie es heißt, die gnädigen Fräulein von der Försterei haben es immer in der Kirche um, hinten ist es rund und vorn hat es zwei spitze Enden."

Die Schmidtmaiern wagte sich nicht an den fremden Namen.

Die Feuerstake sagte schnell: „Eine Mathilde heißt das Ding."

„Nun gut, Frau Wase, besorge Sie mir für meine Anne eine blaue Mathilde und für Trinchen eine rosa Mathilde, und Fransen und Bänder daran, wie es sich gehört, denn ein paar Groschen mehr oder weniger, das thut bei unsereinem nichts."

„So?" sagte die Feuerstake, „dann steht es jetzt wohl anders wie damals, wo ich wegen dem armen Vetter in Amerika ansprach?"

„Ach was! laßt doch die alte Geschichte," wehrte die Schmidtmaiern. „Man kann nicht für alle Menschen sorgen, das ist dem Herrn Gott seine Sache. Uebrigens brauchen wir uns wegen dem Vetter alle beide nicht zu sorgen, dem soll es in den letzten Jahren sehr geglückt haben, und wer weiß, ob Sie das Kapital nicht mit doppelten Zinsen wieder bekömmt. Und was die Mathilden betrifft, so weiß

Sie am besten, Frau Wase, wo sie zu haben sind. Die Mädchen sind wie versessen drauf."

Sie wollte noch mehr Worte machen, aber die Frau Wase hatte es eilig.

„Ich kann mich doch darauf verlassen?" rief die Schmidtmaiern hinterher.

„Ja, ja," entgegnete die Feuerstake ingrimmig und ging ihres Weges.

Sie hatte sich recht überwunden, ihren Zorn nicht auszulassen, vor fünf Jahren war sie des armen Vetters wegen so mit der Schmidtmaiern zusammengeraten, daß sie eigentlich seitdem verfeindet waren. Ihr Jähzorn von damals hatte sie aber selber betrübt, darum nahm sie sich jetzt, wo die Schmidtmaiern sie zum erstenmal wieder Frau Wase anredete, zusammen, sie wollte nicht wieder Unfrieden stiften, obgleich sie die Geschichte mit dem Vetter ihr nicht vergeben konnte. Das war nämlich von der reichen Bauernfrau ein Schwestersohn, dessen Vater wieder mit der armen Botenfrau verschwägert war, es war ein geschickter Tischler und wurde von Freunden überredet, nach Amerika zu gehen. Die Muhme Feuerstake, die ihn von Jugend auf in Obacht gehabt, denn er war ganz verwaiset und hatte außer ihr und der Schmidtmaiern keine Anverwandten, — die Muhme hatte ihn nicht gern gehen lassen. Wie nun in Amerika einer vom Glück hoch hinauf und der andere vom Elend tief hinab getragen wird, so war es kein großes Wunder, als bald ein Klagebrief von ihm ankam, worin er um Unterstützung bat. Die Schmidtmaiern, an welche der Brief gerichtet war, zankte über den ungeratenen Vetter. Daß Krankheit ihn so zurückgebracht, wollte sie nicht glauben, dann hätte sie ja Mitleid haben müssen; nein, er war ein Taugenichts und sie ärgerte sich nur über das Porto, was sie für den Brief von Amerika hatte geben müssen. Als nach einem halben Jahr wieder ein Brief an Frau Katharine Schmidtmaier von Amerika ankam, erklärte sie kurz, sie würde den Brief nicht annehmen, sie wollte nicht noch einmal Porto ausgeben. Da gab es denn einen harten Zank mit der Frau Wase, die wollte durchaus Nachricht von dem armen Vetter haben, und endlich blieb ihr nichts

weiter übrig, als das Porto selbst zu bezahlen und den Brief für sich zu nehmen. Das war aber das wenigste: der Vetter bat dringend um ein Darlehn von fünfzig Thalern, er war wieder gesund und betrieb mit einem Freunde zusammen sein Handwerk, hatte Aussicht zu einem guten Fortkommen, wenn er noch Geld in das Geschäft stecken konnte. Er bat so rührend, daß der Muhme Feuerstake die Thränen über die Wangen rollten und sie augenblicklich hinging zur Frau Schulzin, um da ihr kleines zusammengespartes Kapital aufzunehmen und fortzuschicken. Sie hätte nun freilich gewünscht, daß er sich dafür bedankte; er that es aber nicht, und hinschreiben konnte sie nicht, weil sie überhaupt das Schreiben nicht verstand.

Heute hatte sie zum erstenmal von der Schmidtmaiern vom Vetter wieder gehört, aber diese glaubte wohl selbst den guten Nachrichten nicht. Der Trost mit den doppelten Zinsen war eigentlich ein rechter Spott, der sie um so mehr ärgerte, weil sie selbst ihre Großmut von damals jetzt etwas bereute. Die so mühsam zusammengesparten fünfzig Thaler hätte sie jetzt besser gebrauchen können, sie konnte Rose dafür ein Jahr lang zu einer Schneiderin in die Lehre geben, da hätte das Mädchen genug lernen können, um sich ihr Brot zu verdienen. Die Schmidtmaiern hatte durch ihr Gespräch alle diese unangenehmen Gefühle wieder angeregt, und weil sie vorhin ihren Groll zurückgedrängt hatte, ließ sie ihm jetzt in Gedanken desto freieren Lauf: Thaler haben sie genug, aber wenn sie ihren Geiz in die andere Wage legen, so fliegen die Thaler weit in die Höhe. Wenn sie armen Menschen geben sollen, dann reden sie von schlechten Zeiten, und daß die Welt zu leichtsinnig sei; wenn sie aber hochmütig prangen können, dann sagen sie: Auf ein paar Groschen mehr oder weniger kömmt es uns nicht an! Da wollen sie sich wieder aufputzen wie die Pfauen, und mit allem ihrem Aufputzen sehen sie doch nicht wie vernünftige Menschen, nur wie dumme Zierpuppen aus. Nun, Gott verzeih' mir die Sünde, ich will es auch keinem Menschen wiedersagen. Ich will auch die fünfzig Thaler verschmerzen, habe ich sie doch eigentlich dem lieben Gott geliehen, er wird auch für die Rose sorgen.

Als sie eben die Höhe des Hügels erreichte, der Mohringen von dem Nachbarorte Breitenbach trennte, ging die Sonne auf. Die alte Botenfrau stand unwillkürlich still, sie faltete die Hände, es ging ihr ein Stich durch das Herz. O Du barmherziger Gott, dachte sie, es ist doch ein Elend, wie das Herz so schwach ist. Wie habe ich eben mein Herz beschwert mit Bitterkeit und Galle. Du lieber Herr, soll es denn gar nicht besser werden mit dem alten schwachen Menschen? Ich habe immer die besten Vorsätze, und bei Lichte besehen wird selten etwas daraus. Aber, Herr, Deine Barmherzigkeit ist doch größer als unsere Sünde, und Du wirst auch Geduld haben mit meiner Schwachheit. O Herr, verzeihe mir, ich will ja nichts als Dich allein, in Dir ist Friede und in der Welt ist Unfriede. Laß mich doch in meinen alten Tagen den Unfrieden der Welt vergessen und meine Augen zu Dir gerichtet haben, wie nach einer aufgehenden Sonne. Du bist auch meine Freude, meine Sonne, Herr Jesu, ich habe Dich von Herzen lieb, und nun schenke Du mir heute einen Tag, daß ich's nicht vergesse, Du lieber Herr und Heiland.

Tausendmal gedenk ich Dein,
Mein Erlöser,
Und begehre Dich allein,
Mein Erlöser;
Sehne mich bei Dir zu sein,
Mein Erlöser, Jesu, mein Erlöser.

Ich bin krank, komm, stärke mich,
Meine Stärke,
Ich bin matt, erquicke mich,
Süßer Jesu!
Wenn ich sterbe, tröste mich,
Du mein Tröster, Jesu, Du mein Tröster.

Amen, Herr, und ich danke Dir, schloß sie ihre Andacht, so soll es nun getrost in die Unruhe hinein gehen.

Als sie den Hügel hinab schritt, blitzte eben die Sonne auf der Kirche in Breitenbach und auf dem Pfarrhause daneben. Da ging von neuem ein glückliches Lächeln über das Gesicht der alten Botenfrau. Breitenbach war ihre

Heimat, fünfzehn Jahre hatte sie dort unten in der Pfarre gedient, und die jetzige Frau Pfarrerin war des seligen Pfarrers Kind, das sie auf ihren Armen groß getragen. Von dem Herrn Pfarrer und seiner Frau und von ihren sieben schwarzköpfigen Kindern ward sie nur schlechthin Katharine genannt.

Was hatte das aber heute zu bedeuten? als sie näher kam, erkannte sie sechs Schwarzköpfe, die über die Mauer schauten. Die ältesten Jungen, die auf der Schule in der Stadt waren, hatten Hundstagsferien und waren zu Hause; was sie aber schon alle im Garten zu thun hatten, das war sonderbar.

Sie blieb nicht lange in der Verwunderung darüber, die vier kleinsten kamen ihr entgegen gesprungen: „Es ist gut, daß du kommst, Katharine, des Vaters Geburtstag ist, ganz frischer Kuchen ist gebacken, und jetzt bekränzen wir das Gartenhaus, nachmittag sollst du auch Kuchen essen!"

„Ach, ihr Goldlämmerchen," sagte die Feuerstake gerührt, „ich wünsche eurem Vater den allerbesten Segen von unserem Herrgott herab, und ich wünsche, daß ihr alle sechse so brave Pfarrer werdet, als er es ist."

Ein Sekundaner und ein Tertianer reichten ihr jetzt auch die Hand, und dann gingen sie alle in das Gartenhaus, wo die Mutter eben den Geburtstagstisch fertig hatte. Katharine bewunderte die schönen Blumenkränze und den schönen Topfkuchen, auch eine griechische Schrift und eine lateinische Rede von den gelehrten Schülern, und endlich die braune Kaffeemütze, die Luischen, das einzige Mädchen zwischen den sechs Brüdern, gehäkelt hatte. „Was aber bedeutet denn das?" fragte sie jetzt neugierig und zeigte auf ein Blättchen, auf dem ein schwarzer Chorrock abkonterfeit war.

„Das ist das Beste und Schönste," antwortete die Frau Pfarrerin; „Katharine, du sollst es aber erst in Wirklichkeit anschaffen, und bis dahin muß das Bildchen hier liegen."

Der Vater kam jetzt, und die Feuerstake hörte und sah mit gerührtem Herzen der Feierlichkeit zu. Da ward erst gesungen und gratuliert, dann geplaudert und gescherzt,

und selbst der siebente Schwarzkopf, der vierjährige Paul, war jetzt dazwischen.

Der Herr Pfarrer fragte bald ebenso, wie die Feuerstake, was das Bildchen zu bedeuten habe.

„Das bedeutet einen Chorrock, den heute die Katharine erst besorgt," entgegnete die Mutter vergnügt, „weil ich nicht eher Geld hatte."

„Und woher hast du heute das Geld?" forschte der Vater neugierig.

„Wir haben doch gestern das fette Schaf verkauft," sagte Luischen mit großem Eifer.

„Liebe Luise," wandte sich der Pfarrer eindringlich zu seiner Frau, „es wäre mir nun viel lieber, du schaffst dir von dem Gelde das an, was du nötig hast, um auf der Hochzeit bei Forstmeisters passend zu erscheinen."

Seine Frau hielt ihm scherzend den Mund zu. „Ich bin nicht die einzige Frau Pfarrerin in der Welt," sagte sie, „die sieben Kinderlein hat und darum keine seidenen Mantillen tragen kann; es bleibt dabei, ich thue mein wollenes Tuch um."

Es erfolgte nun ein edler Wettstreit. Der Pfarrer wollte durchaus seine Frau einmal herausputzen, und sie wollte sich die Geburtstagsfreude mit dem Chorrock nicht nehmen lassen. Der Pfarrer versuchte eine Abstimmung; die größten Söhne waren galant genug, das Geld für die Mutter zu bestimmen, die kleineren stimmten natürlich ihren Brüdern bei, und nur Luischen war für den Chorrock. Das half aber nichts, die Mutter behauptete ihr Recht, und die arme Feuerstake verließ das Haus mit den dringendsten Verordnungen von den widersprechendsten Seiten. Sie hatte von der Frau die genaue Anweisung, für das Geld das Zeug zum Chorrock zu kaufen, und von dem Hausherrn ward es ihr zur Pflicht gemacht, eine Mantille und Haube zu besorgen.

Das war nun klar, auf die vornehme Hochzeit konnte die Frau Pfarrerin nicht gehen, ohne etwas an sich zu wenden, sie war von guten Sachen abgerissen, und es sollte der Feuerstake wirklich ein Vergnügen sein, sie einzukleiden. Dagegen war der Chorrock ebenso nötig, und das Geld kam

aus der Wirtschaftskasse und der Herr Pfarrer hatte nichts darüber zu sagen. Sie überlegte, was das Rechte sei, und dachte endlich: Kommt Zeit, kommt Rat! ich will nur mit anderen Besorgungen anfangen.

Ihr erster Weg war nach der Post, sie gab verschiedene Briefe ab und erhielt auch wieder ein ganzes Päckchen. „Hier ist auch ein Brief aus Amerika," sagte der junge Postbeamte, „an Frau Katharina —"

„Ach, Frau Katharina Schmidtmaier!" fiel ihm die Feuerstake in die Rede. „Also wirklich? Der ist von dem Vetter, nun wird man ja hören, ob es ihm gut geht."

Sie wollte rasch den Brief nehmen. „Sachte, liebe Frau," warnte der Sekretär, „erst muß Sie mir einen Thaler zwanzig Groschen Porto bezahlen."

Die Feuerstake ließ den Brief erschrocken los. Das dumme Porto! Es war gar nicht daran zu denken, daß die geizige Frau Schmidtmaier das Porto bezahlte, und sie selbst konnte unmöglich noch einmal so viel Geld zum Fenster hinauswerfen. — Sie bat den Herrn, den Brief zu verwahren, bis sie morgen das Geld brächte. Sie wollte der Schmidtmaiern das Herz weich machen, und man konnte ja nicht wissen, ob nicht der Herr ihr dabei half. Es war doch schon ein guter Anfang, daß sie heute morgen wieder zusammen gesprochen hatten, und wenn sie ihr zwei rechte bunte Mathilden besorgte, dann würde sie in der Freude am Ende auch das Porto bezahlen.

Von der Post ging sie nun nach der alten Frau Rätin Bindemann, sie hatte zwei Schock frische Eier und einen jungen Hahn für sie besorgen müssen. Uebrigens hatte sie bei der guten Dame sozusagen ihr Absteigequartier, und die Köchin hielt immer gute Kaffee- und Suppenreste für sie bereit.

Die Feuerstake hatte heute das Herz zu voll, sie benutzte die gute Gelegenheit und drang bis in das Zimmer der Frau Rätin. Sie wußte übrigens, daß sie nicht zu viel wagte: die Frau Rätin war gelähmt an den Füßen und saß den ganzen Tag im Lehnstuhl am Fenster, und schon manch halbes Stündchen hatte sie mit der alten Botenfrau verplaudert.

Nachdem die Eier bezahlt waren, begann die Feuerstake den schönen Tag zu schildern, die blitzende Sonne, die tauigen Wiesen und den frischen kühlen Wald. Wenn die alte Botenfrau auch keine vornehme Bildung hatte, so verstand sie das doch recht aus dem Herzen zu schildern, und die Frau Rätin freute sich über diese Schilderung, weil sie gar zu selten sich da außen erfreuen konnte. — „Ja," schloß die Feuerstake ihre Schilderung, „wenn ich nicht die einsamen Wege für mich hätte, da möcht' ich nimmer Botenfrau sein."

„Der Herr hat es so eingerichtet, daß ein jeder in seinem Berufe kann Frieden finden," sagte freundlich die Frau Rätin. „Nach unseren menschlichen Ansichten müßte Sie vielleicht etwas weniger in der Unruhe stecken und weniger hin und her zu laufen haben, und ich könnte mich sehnen nach Bewegung und Verkehr; aber der Herr weiß es besser."

„Das ist wohl wahr," entgegnete die Feuerstake, „aber ich bin es doch recht zufrieden, daß meine Zeit nicht immer so unruhig ist, als jetzt. In künftiger Woche nämlich ist Freischießen, dazu wird das ganze Dorf auf den Kopf gestellt, und meine alten Gedanken müssen sich matt und müde denken, um alles zu bewerkstelligen, was die Leute verlangen." Sie erzählte nun von Kleidern und Schürzen und Mützen und Sonnenschirmen und gestickten Vorärmeln und von der Schmidtmaiern ihren Mathilden, und kam von der auf den Brief, der auf der Post lag, und von dem Brief auf den Vetter.

„Da muß ich Ihr beistimmen," sagte die Frau Rätin teilnehmend, „Geld darf Sie nach Amerika nicht mehr schicken, Sie muß jetzt für die kleine Rose sorgen, und die Schmidtmaiern muß auch das Porto bezahlen."

„Wenn sie nur nicht gar zu geizig wäre!" klagte die Feuerstake.

„Kann Sie ihr denn nicht vorstellen, daß sie vielleicht in dem Briefe etwas geschenkt bekömmt?"

„Ach, die geht Nummer Sicher, auf das Ungewisse läßt sie sich nicht ein. Wenn sie vorher in den Brief schauen könnte. — Uebrigens hätte der Vetter auch an mich

schreiben können," sagte die Feuerstake nachdenklich, „und wenn er etwas übrig hat, so müßte ich es haben und ich könnte es auch am besten gebrauchen, ich könnte Rat schaffen für die Rose. Ich sage Ihnen, Frau Rätin, mit dem Mädchen das ist meine Bekümmernis, die müßte ganz wo anders sein, als bei der alten Muhme Feuerstake, ich verstehe sie nicht und sie versteht mich nicht, und dann muß sie so viele Zeit allein sein. Morgen muß ich schon wieder nach der Stadt, und vor Freischießen beinah alle Tage, und mitnehmen kann ich sie nicht, sie kann's nicht aushalten."

„Wollte nicht Ihre Frau Pfarrerin das Kind hinnehmen?" fragte die Frau Rätin.

„Ach, was wollte die nicht alles!" lachte die Feuerstake; „sie will auch, daß ihre sechs Jungens nur Pfarrer werden. Wer wollte das freilich nicht wünschen," fügte sie ernsthaft hinzu, „aber sechse kann ein Pfarrer in Breitenbach nicht studieren lassen."

„Ich weiß auch nicht," scherzte die Frau Rätin, „sechs Söhne möcht' ich kaum zu Pfarrern haben."

„Ei was," entgegnete die Feuerstake, „das wäre wohl keine gute Pfarrersfrau, die nicht möchte alle ihre Söhne auf der Kanzel sehen. Wenn es nur immer ginge. Bei uns machen die ältesten wieder den guten Anfang; wenn die armen kleinen aber heranwachsen, dann ist Not in allen Ecken, dann heißt es: Der Just und der Fritz könnten auch unstudierte Leute bleiben und doch ihr Glück machen. Ich habe es ja erlebt in derselben Pfarre, und der Kummer war groß genug. Freilich ist meine Frau Pfarrerin doch anders, wie ihre selige Mutter," fügte die Feuerstake ziemlich stolz hinzu, „sie läßt sich nicht leicht irre machen, sie bleibt dabei: die sechs Schwarzköpfe sollen werden, was ihr Vater ist, und dazu thut sie das Ihrige. Sie sagt: Beten und Schaffen muß Hand in Hand gehen, und man muß thun, als ob man keinen Groschen in der Tasche habe, damit kömmt man oft genug um das Ausgeben herum. Auch muß man Erspartes nie wieder angreifen, bis der Zweck da ist, zu dem man es zurückgelegt hat." — Die Feuerstake knüpfte hieran natürlich die Geschichte mit der seidenen

Mantille und dem Chorrock, und schilderte die Verlegenheit, in der sie stecke, weil sie nicht wisse, ob sie dem Herrn oder der Frau gehorchen müsse. „Eigentlich habe ich mehr Furcht vor ihr als vor ihm,“ fügte sie bedenklich hinzu, „er gibt schon nach.“

„Meiner Ansicht nach hat die Frau in dieser Sache auch recht,“ nahm die Frau Rätin teilnehmend das Wort. „Wenn sie auch für den Augenblick die Mantille nötig hat, so vergehen vielleicht Jahre, ehe sich wieder eine Gelegenheit findet, und jedesmal, wenn sie das unnütze Ding sieht, wird sie sich ärgern, der Herr Pfarrer aber wird sich noch lange an dem Chorrock freuen.“

„Ich möchte nur gar zu gern, daß sich meine Frau Pfarrerin auch einmal herausputzte,“ fiel ihr die Feuerstake in das Wort, „und darum kann ich noch keinen Entschluß fassen; aber ich werde doch wohl den Chorrock kaufen und die Eitelkeit daran geben.“

„Gebe Sie sie nur daran,“ wiederholte die alte Dame.

„Frau Rätin,“ begann die Feuerstake, und man sah es ihr an, daß sie plötzlich einen neuen Gedanken gefaßt hatte, mit dem sie sich nicht recht herauswagte.

„Nun, Feuerstake?“ fragte die alte Dame aufmunternd.

„Sie müssen es aber nicht für ungut nehmen.“

„Nein, gewiß nicht.“

„Sie haben doch gewiß solche Sachen in dem Kommodekasten liegen,“ fuhr die Feuerstake mutig heraus; „ich dachte eben daran, ob Sie nicht so ein Ding auf den einen Tag verleihen wollten: „ich sage Ihnen, Sie kriegen die Mathilde ganz unbeschadet wieder.“

„Ich habe nur nicht gewagt, es Ihr anzubieten,“ entgegnete die Frau Rätin; „aber es wäre mir recht lieb, wenn etwas von den Sachen wieder an das liebe Sonnenlicht käme. Sie soll sich auch selbst davon wählen, weil Sie am besten weiß, was sich für die Frau Pfarrerin schicken wird.“

„Da wäre ich ja aus aller Not!“ sagte die Feuerstake, „da bringe ich den Chorrock und bringe auch irgend so ein Ding.“

In gespannter Erwartung sah sie jetzt dem Dienstmädchen zu, das nach dem Geheiß der Frau Rätin die

herrlichsten Sachen herbeitrug. Sie setzte nun ihre Brille auf und ließ mit Kennerblicken die verschiedenartigsten Umhänge die Revue passieren. „Ein schwarzes seidenes Halstuch mit Fransen — nein, dazu ist meine Frau Pfarrerin noch zu jung. Ich habe neulich eines für die Großmutter im Schulzenhof gekauft, da war es an seinem Platze. — Ein schwarzes gewirktes echtes türkisches Tuch. Ei wie schön! Aber, Frau Rätin, dem Dinge sähe man es gleich an, daß wir es geborgt haben, das hat wohl seine vierzig Thaler gekostet. — Eine braune seidene Mathilde, etwas verschossen; das paßte recht gut, man könnte denken, das stammte noch von früher her. Nein, hier!" rief die Feuerstake lebhaft, „ein weißes wollenes Tuch mit seidenen Streifen! Das ist längst Mode gewesen und bleibt auch Mode: beinahe eben ein solches habe ich neulich der Frau Amtmännin besorgt für drei Thaler fünfundzwanzig Groschen. Ei das paßt über die Maßen gut!"

„Ich bin es zufrieden," versicherte die Frau Rätin lächelnd; „ich wünsche nur, daß Ihre Frau Pfarrerin ebenso zufrieden ist."

„Ei, warum sollte sie nicht," entgegnete die Feuerstake schmunzelnd. „Sollte sie vielleicht zu stolz dazu sein und nicht gern etwas Geborgtes tragen? Nun, ich will nicht sagen, daß sie das Tuch nicht lieber gekauft als geborgt hätte. Wenn sie es aber recht bedenkt, da muß sie einsehen, daß alle Menschen ihr Vermögen nur vom lieben Gott geborgt haben, und daß wir alle Schuldner und Borger sind; da wird sie es doch nicht besser haben wollen. Heute sagt der liebe Gott: Du hast ein schönes Hochzeitentuch nötig und ich habe für eines gesorgt, du sollst es freilich nur den einen Tag haben, wenn du aber wieder eines nötig hast, sorge ich wieder für dich."

„Nein, Feuerstake, Sie irrt sich," unterbrach sie die Frau Rätin, „ich glaube, der liebe Gott hat gesagt, die Frau Pfarrerin soll das Tuch so lange dort behalten, bis sie es wieder nötig hat; Er meint, Er würde wohl eher der Frau Pfarrerin wieder Gelegenheit schicken, das Tuch umzuthun, als mir."

Die alte Botenfrau stutzte einen Augenblick, sie wagte

nicht, den Sinn zu verstehen. Die Frau Rätin aber wickelte das Tuch ein und schrieb oben auf: „Eine unbekannte Freundin, der der liebe Gott das Tuch geliehen, leihet es hiermit der Frau Pfarrerin Krone in Breitenbach, bis der Herr anderweitig darüber verfügt."

Die Feuerstake schaute sehr freudig aus, als sie das Paket in Empfang nahm. „Es freut mich doch, daß die Sache einen so guten Ausgang nimmt, und ich wünschte, daß alle Christenseelen so weisen Gebrauch von ihren geborgten Sachen machten. Ich wünsche Ihnen aber Gottes reichen Segen. Morgen darf ich doch wiederkommen und erzählen, wie die Frau Pfarrerin ausgeschaut hat zu dem Paketchen?"

Sie ging nun fort, machte alle Besorgungen ab und trat bei guter Zeit den Rückweg an. So befriedigt hatte sie sich in ihrem Leben noch nicht gefühlt: alle Sachen waren erledigt, bis auf den Brief von Amerika, und da hoffte sie doch die Schmidtmaiern zu überrumpeln und das Porto herauszulocken, denn sie hatte zwei Mathilden im Korbe, wie sie die Welt noch nicht gesehen. Die Frau Putzmacherin hatte an jede noch fünf dicke Schleifen gesteckt und schwarze Spitzen waren zweimal darum gesetzt. Uebrigens hatte sie noch ein paar schöne Troddeln beilegen lassen, die Schmidtmaiern sollte die Auswahl haben.

Mit rüstigen Schritten trat sie aus dem Eichenwald, der nahe an Breitenbach grenzt, als ihr auf der Wiese die ganze Pfarrerfamilie entgegen kam. Ei, das paßt sich gut, dachte sie vergnügt, nun will ich euch ein Rätsel aufgeben, das soll ein Spaß sein!

„Katharine, ich weiß gewiß, du bringst mir das Zeug zum Chorrock," fragte die Frau Pfarrerin sehr bestimmt.

Die Feuerstake schmunzelte nur und setzte die Kiepe ab.

„Sie hat den Chorrock!" riefen die Kinder.

„Ich würde sehr unzufrieden damit sein!" sagte der Herr Pfarrer ziemlich ernsthaft.

„Nur Geduld! nur Geduld, Herr Pfarrer!" schmunzelte die Feuerstake wieder.

„Sie hat die Mathilde!" riefen die Kinder wieder.

„Da sollte mir doch wirklich mein fetter Hammel leid sein," zürnte die Mutter.

„Nur Geduld! nur Geduld!" wiederholte die Feuerstake immer glücklich. — Jetzt reichte sie der Frau Pfarrerin das Paket. „Hier ist das Zeug zum Chorrock und noch fünfundzwanzig Groschen zurück, ich habe es im Rest gekauft. Und hier" — sie reichte ihr dabei das zartere Päckchen — „hier ist das Hochzeitentuch."

Jetzt wollten die Kinder alle auf einmal das seltsame Päckchen schauen, sie drängten sich an die Eltern heran, die beide die Worte auf dem Päckchen lasen.

„Da wird die Katharine etwas recht Dummes gemacht haben," sagte die Mutter kopfschüttelnd, und der Herr Pfarrer machte ein ganz ernsthaftes Gesicht.

Die Feuerstake hatte gehofft, sie sollte mit Dank und Lob überschüttet werden und nun ward sie dumm genannt, und auf des Herrn Pfarrers Gesichte standen noch schlimmere Dinge. Das war zu ärgerlich, sie konnte ihr lebhaftes Temperament nicht zurückhalten. „Lassen sich die Herrschaften nicht gern etwas schenken?" fragte sie spitz. „Nun ja, so honette Leute lassen sich nicht gern etwas schenken, weil das nur armen Leuten zukommt und vor der Welt nicht respektabel ist."

„Feuerstake!" warnte der Herr Pfarrer.

„Nun ja, Katharine," nahm seine Frau vermittelnd das Wort, „ich weiß, daß du es gut gemeint hast, aber es ist doch nicht recht passend, wenn du fremde Leute für mich ansprichst."

„Nichts in der Art!" verteidigte sich die Feuerstake, „angesprochen habe ich gar nicht, — und wen nennen Sie denn fremde Leute? Sind Christenseelen fremde Leute?"

„Nein, eigentlich wohl nicht," entgegnete die Pfarrfrau.

„Nun, die ungenannte Freundin ist eine rechte Christenseele, und das beweist sich schon dadurch, sie würde sonst das Tuch nicht geschenkt haben. Nicht wahr, Kinder?" wandte sich die eifrige Sprecherin zu der aufmerksamen Schar. — Alle sieben nickten. — „Die Kinder sehen es ein," sagte die Feuerstake befriedigt. „Aber ich kann das Päckchen recht gut morgen früh wieder mit nach der Stadt nehmen."

„Katharine, du mußt uns wenigstens den Namen von der guten Freundin sagen, damit man sich bedanken kann," schlug die Frau Pfarrerin freundlich vor.

„Und ihr sagen, daß wir bei dem guten Unternehmen unbeteiligt waren," scherzte ihr Mann; aber es war ihm bitterer Ernst damit.

„Den Namen darf ich nicht sagen," entgegnete die Feuerstake kurz. „Wer wird denn so viel Aufhebens um die Sache machen! Ich nehme das Ding wieder mit."

„Du überlegst dir die Sache," bat die Frau Pfarrerin, „und bittest um die Erlaubnis, den Namen sagen zu dürfen, und bringst dann das Tuch wieder mit."

Die Feuerstake nahm kurzen Abschied, die Kinder versicherten zwar, sie müsse erst Geburtstagskuchen essen, aber sie dankte schön und ging ihrer Wege.

Sie war in keiner sehr angenehmen Stimmung, als sie zur Schmidtmaiern einging. Die erste Sache also wäre mißglückt, dachte sie, und aus der andern wird auch nichts werden. Nun laß aber Amerika Amerika sein, und will die Schmidtmaiern das Porto nicht bezahlen, da läßt sie es bleiben.

Die Töchter des Hauses waren eben vom Felde zurückgekommen, als die Botenfrau den Korb absetzte. Sie waren immer nicht schön und heute waren sie es gar nicht. Der Staub lag dick in den Haaren, die großen roten Hände sahen apart zu dem Sommersprossengesicht und die abgetragenen Alltagskleider hatten die schwere Arbeit nicht vertragen können, — früher hatten sie großen Staat gemacht, jetzt sah die Küchenmagd mit dem derben Rock, dem festen Mieder und den weißen Hemdsärmeln weit stattlicher aus. Aber die Schmidtmaiern war stolz und geizig, wie die Gelegenheit es gab: wenn es galt den Geiz zu befriedigen, mußten die Kinder die geringste Arbeit mit thun; wenn sie einmal hoffärtig war, wurden sie herausgeputzt. Jetzt vergaß sie in ihrer hochmütigen Freude ganz, daß ihre beiden Mädchen recht schmutzig aussahen, sie hing ihnen die prächtigen Mathilden um, Trinchen die rosa und Minna die himmelblaue.

„Sind die Troddeln auch noch gefällig?“ fragte die Feuerstake ernsthaft.

„Freilich, Frau Wase, gebe Sie nur alles her,“ entgegnete die entzückte Schmidtmaiern, „wenn ich einmal etwas anwende, dann knausere ich nicht.“

„Für Sie ist es auch keine große Sache, Stück für Stück fünfundzwanzig Groschen,“ sagte die Feuerstake. „Aber aufrichtig gesagt, sehen die Dinge ohne Troddeln vornehmer aus. Die Putzmacherin meinte, es wäre unmöglich noch etwas anzubringen; ich aber sagte, die Schmidtmaiern macht alles möglich, geben Sie nur die Troddeln noch mit. Aber wie gesagt, ich rate ab, und wie wäre es, Frau Wase, — wenn wir für das Geld einen Brief aus Amerika einlösten?“

Die Schmidtmaiern fiel aus ihrem Mathildenhimmel.

„Ja, ja,“ fuhr die Feuerstake fort, „ein Thaler zwanzig Groschen, gerade so viel kostet der Brief, den ich auf der Post für Sie fand, und es wäre doch eine Freude, wenn wir von dem guten Vetter wieder Nachricht hätten.“

„Frau Wase, fange Sie den alten Spektakel nicht wieder an,“ fuhr die Schmidtmaiern auf. „Ich begreife den Menschen nicht, so zudringlich zu sein; ich habe ihm doch gar nichts geschenkt, so soll er mich doch auch in Ruhe lassen.“

„Einzig Schwesterkind, Frau Wase!“ entgegnete die Feuerstake, „er mag wohl Herzweh haben, will einmal gern hören von seinen einzigen Verwandten in der Welt.“

„Dagegen habe ich auch gar nichts, in aller Liebe und Güte soll er mein Vetter sein, aber er muß nur nicht immer was verlangen,“ versicherte die Schmidtmaiern.

„Sie weiß aber doch gar nicht, ob er etwas verlangt, lese Sie doch den Brief erst,“ fiel die Feuerstake ihr in das Wort. „Sie sagt ja selbst, daß es ihm jetzt gut geht.“

„Ei, ich wünsche es auch von ganzem Herzen, daß es ihm gut geht,“ versicherte die Schmidtmaiern noch eifriger; „aber ich bin nicht so vorwitzig, alles wissen zu wollen, was nicht zu meinem Glücke dient.“

„Nun gut,“ sagte die Feuerstake kurz, „so werd' ich doch wohl noch so viel Groschen übrig haben, um den Brief

einzulösen — mit Ihrer gütigen Erlaubnis freilich," fügte sie hinzu, denn eigentlich durfte sie doch fremde Briefe nicht erbrechen.

„Ich erlaube es Ihr herzlich gerne," entgegnete die Schmidtmaiern etwas verlegen.

„Vielleicht vermacht er Euch noch einmal was," tröstete Kathrinchen, die älteste Tochter, „in Amerika werden doch die Leute oft reich und schicken Säcke Geld an ihre Vettern."

„Ja, Trinchen," entgegnete die Feuerstake, „ich werde an den Vetter schreiben, wenn er Säcke Geld übrig hat, soll er sie euch nur schicken, weil ihr sonst seine Briefe nicht annehmen könnt."

Die Botenfrau verließ den Hof in weit gereizterer Stimmung, als sie die Pfarrwiese von Breitenbach verlassen hatte, und trat in den Schulzenhof. „Ich habe das Kleid für Mariechen nach Gutdünken gekauft," sagte sie kurz zu der Schulzin, die sie vor der Hausthür fand.

„Wirklich gekauft?" fragte diese, die ja über das Rot und Blau noch nicht einig war.

„Ein blaues habe ich genommen, das sieht für das Mädchen schmucker aus als ein rotes."

Als die Schulzin das blaue Kleid sah, war sie mit einemmal entschieden für das rote. „Ei, Muhme Feuerstake, nur kein blaues!"

Die Feuerstake wußte recht gut, daß wenn sie ein rotes gebracht hätte, mußte es allewege ein blaues sein, und es lief ihr die Galle über. „Ei was, nur kein rotes!" zankte sie, „Mariechen ist ein Fuchsköpfchen, die muß nie einen roten Faden tragen, immer das Gegenteil, blau paßt am allerschönsten."

Die Schulzin ward ganz rot über den Fuchskopf und sagte gereizt: „Fuchskopf oder nicht Fuchskopf, ich kann dem Kinde anschaffen, was ich will."

„Gut, so nehme ich es wieder mit," entgegnete die Feuerstake und wollte das Zeug schnell in den Korb legen. Da trat die gute Großmutter herzu: „Muhme, das Zeug kann ja hier bleiben," sagte sie begütigend, „morgen früh kommt Sie vor und holt sich Bescheid."

Die Feuerstake gab das Zeug hin und sagte kurz gute Nacht und ging fort. — Es war ihr seltsam zu Sinne, sie war nicht nur ärgerlich über die Menschen, die ihr so viel Not machten, sie war auch recht unzufrieden mit sich. Die Zunge ist ein so unbedeutendes Glied und kann solch Feuer anzünden, dachte sie, — ja Feuer im Gewissen! Wie heftig war sie doch gegen alle Menschen jetzt gewesen. O Du lieber Gott, werde ich mich denn immerfort in meinen alten Tagen noch schämen müssen über die Heftigkeit, die mich so bitter macht, als ob ich gar kein Christenmensch sei. Aber was soll nun werden? Ich glaube, wenn ich jetzt noch mit Menschen zusammen komme, die es nur im geringsten nicht nach meinem Sinne machen, da werden die Worte nicht süßer als vorhin. Ja, am allerbesten ist es, wenn man die Galle einmal in Bewegung fühlt, daß man den Mund hält, und ich will heute nur noch das Allernotwendigste reden, das wird das beste sein.

Sie hatte kaum diesen Gedanken fertig gedacht, als die Heinemann sie über den Zaun anrief: „Muhme Feuerstake, Sie thut uns wohl den Gefallen und bringt uns morgen ein Fäßchen neue Heringe mit?"

Sie nickte mit dem Kopf, dachte aber, neue Heringe? Ei, ihr Gutschmecker! Der Herr Forstmeister hat sich das erste Dutzend mitbringen lassen, — nun ja, für ihn sind sie gewachsen, aber nicht für unsereines. Bei euch ist aber jetzt wieder Schlaraffenland an der Reihe.

Die Heinemann merkte vielleicht hinter dem Schweigen, was die alte Botenfrau eigentlich dachte, sie fuhr entschuldigend fort: „Dem Müller sein Knecht hat uns ein Fäßchen alte mitgebracht, aber man kann sie kaum herunter würgen. Freilich für die Kinder sind sie lange gut, aber für meinen Mann muß ich andere haben, es ist sein Leibessen, und für jeden Hering spare ich ein halb Pfund Schweinefleisch."

Die Feuerstake sagte wieder: „Ja, ja," und ging fort, aber sie dachte: O du Großmaul, man sollte sich ärgern, wenn man sie so reden hört. Neue Heringe, Schweinefleisch, Rosinen und Mandeln und feines Weizenmehl zum Freischießenkuchen, so marschieren jetzt die Gedanken in ihrem

Kopfe umher, daß ihr das Wasser im Munde zusammenläuft, bis dann im Winter von der schönen Erinnerung gelebt wird, weil dann der Wind aus einer andern Ecke bläst. Aber mich soll's ja nichts angehen, schloß sie seufzend.

Sie trat jetzt durch die Gatterthür in den kleinen grünen Hofraum. Was ist denn das? dachte sie ärgerlich. Nebenan im Garten meckerte die Ziege noch, und auf dem Hof wühlte grunzend das Schwein umher, und auf dem weißen Leinen befanden sich Haufen der aufgewühlten Erde. Nein, nein, mit der Rose, das geht nicht länger! dachte sie im höchsten Zorn, heute hat sie gar in die Sonne geschaut, und meinen kleinen Haushalt läßt sie verderben, es hilft nichts, sie muß aus dem Hause. Wo das Blitzmädchen nur steckt? Sonst kömmt sie mir doch entgegengesprungen.

Mit schnellen Schritten trat sie in die Stube. Was war denn das? Rose kauerte an der Erde, beide Hände um das Knie geschlungen und einen Fuß weit von sich gestreckt. „Muhme, werde Sie nur nicht böse, ich habe heute Unglück gehabt," begann sie gleich wie eine arme Sünderin.

Welch ein Glück, daß der Muhme die Zunge gebunden war und nur die kurze Frage: „Wieso denn?" über ihre Lippen durfte.

„Ich stampfte heute mittag das Futter für das Schwein," begann Rose, „da schlug ein Buchfink so schön über mir, ich mußte immer wieder hinauf schauen, da mit einemmal fuhr das Stampfeisen anstatt in den Trog auf meinen Fuß."

Welch ein Glück für die Feuerstake, daß ihre Zunge gebunden war, die Buchfinkengeschichte gefiel ihr gar nicht, aber sie durfte nichts weiter sagen als das Notwendigste, sie fragte nur: „Thut der Fuß weh?"

„Ach, sehr weh," klagte Rose, mutiger gemacht durch die Ruhe der guten Muhme. „Das Blut ist immer herausgeflossen, und als ich ein Tuch um den Fuß thun wollte, da bin ich umgeschlagen und weiß nicht, wie lange ich gelegen habe."

Die Muhme hatte den Korb abgesetzt und bückte sich nach dem Fuß, immer noch schweigend.

„Nun habe ich die Ziege nicht holen können und das

Schwein wird auch hungrig sein, ich habe es hier immer grunzen hören."

Ja, ja, das Schwein hat gute Wirtschaft auf dem Hof gemacht, dachte die Muhme, aber sie sagte nichts.

„Wenn ich aufstehen will, da fühle ich es schwarz vor den Augen," fuhr Rose fort, „darum habe ich nicht nach dem Vieh gesehen."

In der Muhme kämpfte immer noch der Aerger, aber sie durfte ja nichts sagen. O wie dick war die Wunde aufgeschwollen. Noch einmal wollte der Aerger sich Luft machen, die Muhme wollte sagen: Das ist nun deine eigene Schuld, der Herr Gott will dich lehren nach dem Buchfinken hören, wenn du meine Wirtschaft besorgen sollst. Aber das gehörte ja nicht zum Allernotwendigsten, sie durfte es also auch nicht sagen, und dann ward ihr das Herz auch schon weich, als sie die schmerzhafte Wunde sah. „Das sieht freilich schlimm aus," sagte sie kopfschüttelnd.

„Ach, Muhme," begann jetzt Rose schluchzend, „es thut mir doch herzlich leid, daß ich Euch so viel Not mache, meine selige Mutter hat es mir auf die Seele gebunden, ich soll Euch keine Not machen, und ich möchte es auch so gerne nicht thun."

„Ei, Kind, du hast es ja nicht mit Willen gethan," fuhr es der Muhme heraus, und das gehörte wirklich zum Notwendigsten, denn Rose weinte bitterlich. Mit dem Ausspruch war aber auch der Aerger überwunden. So ein armes Kind, dachte sie mit einemmal, das ein ganz anderes Leben gewohnt ist und ist hier in meine Hütte geschneiet, sie weiß nicht wie. Jetzt soll sie aber merken, daß ich so gut wie ihre selige Mutter für sie bin.

„Roseken, weine nur nicht," begann sie warm, „warte nur, du sollst kein Futter wieder stampfen, du sollst es besser haben, der liebe Gott wird doch für uns sorgen, du sollst auch am Tage nach dem Buchfinken hören und des Abends nach Mond und Sternen sehen. Jetzt aber will ich Umschläge um deinen Fuß machen und dich auf das Bett legen."

Rose schlang gerührt beide Arme um der Muhme ihren

Hals, wie sie es immer bei ihrer seligen Mutter gethan, und sagte: „Muhme, Ihr seid so gut!“

Diese verband nun den Fuß, gab dem Mädchen süße Milch und Weißbrot, und ruhte nicht eher, als bis die Rose sanft eingeschlafen war und alle Schmerzen vergessen hatte. Darauf brachte sie die Ziege und das Schwein in den Stall, fütterte beide, und setzte sich endlich ganz müde auf die Steinbank an der Hausthür. Eben stieg der Mond auf, viele Sterne standen blitzend am Himmel. Bei Nacht ist dem Herrn Gott seine Welt auch schön, dachte sie andächtig, da ist alles so friedlich, und solch ein Friedensbild ist der Seele recht notwendig. Du lieber Herr Gott, heute bin ich doch zu stolz gewesen, ich dachte, ich könnte mit meiner Klugheit die Welt regieren. Nun habe ich nichts recht ausgerichtet und habe mich mit allen Menschen verfeindet. Ja wenn ich jetzt meinen lieben Herrn nicht hätte, da wäre ich ganz und gar trostlos. Aber das ist ein schönes Wort: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.“ Ich habe nur mit meiner Schuld zu thun, und die Gnade Gottes ist mir lieber wie mein Zorn und Groll, ich vergebe allen Menschen, wenn ich nur die Gnade fühlen kann. Und nun, lieber Herr, laß mich nur fein demütig bleiben, dann wirst Du auch meinen alten Tagen Frieden schenken mitten in meinem Beruf, den ich einmal nicht lassen kann, bis Du, lieber Herr Gott, mich selber davon abholst. Morgen, lieber Herr, will ich Dir zu Ehren eine andere Sprache reden als heute, da sollen mich weder die neuen Heringe noch die bunten Kleider und die Briefe aus Amerika aus dem Kontext bringen.

Sie legte sich mit Frieden zur Ruhe und als sie am andern Morgen aufstand, ging sie leise zu Werke, um Rose nicht zu stören. Sie hatte es verabredet, daß eine alte Nachbarfrau ihren kranken Pflegling und den Haushalt besorgte. Mutig steckte sie aber auch den Thaler samt den zwanzig Silbergroschen in die Tasche. Wozu hilft Geld und Gut? dachte sie; ich bin alt, der liebe Gott hat so lange für mich gesorgt, er wird es ferner können, und ich muß wissen, was der Vetter macht. Als sie eben aus der Hausthür trat, faltete sie schnell die Hände: Nun, Herr,

geh mit mir aus und bleibe bei mir den ganzen lieben Tag.

Als sie eben hinüber nach Heinemanns lenken wollte, und dicht unter der Windmühle vorbei mußte, rief ihr der Windmüller zu: „Guten Morgen, Muhme Feuerstake!“

Die Muhme blieb stehen, als der alte Müller die Treppe hinab kam, sie war es gewohnt, in dieser Frühstunde zuweilen ein Wörtchen mit ihm zu reden.

„Ich möchte doch in aller Welt wissen,“ begann er, „was Hoppelstedts schon die ganze Nacht zu schaffen haben. Ich habe nun schon eine Woche lang beobachtet, daß sie Licht brennen die ganze liebe Nacht durch. Man sollte denken, in den alten Schuster ist das Arbeitsfieber gefahren und die langen Tage sind ihm noch nicht lang genug.“

Die Feuerstake schaute nach dem Häuschen: Ja wirklich, da brannte wieder das Licht. „Arbeitsfieber?“ wiederholte sie scherzend, „ich glaube eher, sie haben aus Bequemlichkeit die Lampe nicht ausgemacht.“

„Ja, das ist vermutlicher,“ lachte der Müller, „sie regen sich nicht gern. Du mein Herr Gott, was ist das für faules Volk!“

Die Feuerstake hatte Lust einzustimmen, denn der Gevater Müller hatte ganz recht; aber sie besann sich, daß sie mit dem Herrn Christus ausgegangen war und ihn auf den ganzen Tag zu sich eingeladen hatte. Dazu fiel ihr gleich das achte Gebot ein, wo der Schluß lautet: „Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.“ „Die Leute gehören nicht zu den schlimmsten,“ sagte sie begütigend; „freilich sind sie bedächtig von Natur, sie sind aber genügsam; wenn sie verdienen mit Löffeln, verzehren sie auch damit. Andere verdienen mit Scheffeln und vergeuden mit Scheffeln. Die Hoppelstedts sind vor dem Herrn doch besser daran, als solche Vergeuder.“

Die Feuerstake hatte hiermit auch die reine Wahrheit gesagt, aber von einer andern Seite betrachtet, weil ein jedes Ding seine zwei Seiten hat, eine gute und eine schlimme. Der Müller lachte und sagte: „Nun ja, gutmütige Tröpfe sind sie alle miteinander, aber sie gehören alle zur Familie

der Katherliesen, und ein jedes Ding muß doch sein Ziel haben, also auch die Dummheit."

„Ich will mich's doch heute nicht verdrießen lassen und den kleinen Umweg machen," sagte die Muhme, „ich will sehen, was sie vornehmen, ich bin doch die einzige, die bei nachtschlafender Zeit hier durchkommt."

Sie nahm nun Abschied und bog hinüber nach dem Häuschen, sie war selbst neugierig, was die Leute zu schaffen hatten. Sie mußte durch Pfützen und Moräste, aber geschickt balancierte sie hindurch, stellte sich auf die steinerne Bank, die vor dem Hause war, und schaute in das Fenster hinein. Ja wirklich. Mit trüber Flamme brannte die Lampe auf dem Tisch, aber warum sie brannte, war nicht zu sehen. Aus dem großen Gardinenbett drang ein lautes Schnarchen, davor stand die Wiege, und durch die offene Kammerthür sah die Muhme Feuerstake die übrigen Kinderbetten stehen. Jetzt kribbelte es ihr doch im Herzgrübchen.

„Gevatter Hoppelstedt!" rief sie laut und klopfte an das Fenster. Sie war ja bekannt hier im Hause, war auch Pate zu dem einen Jungen und hatte ihm neulich erst eine Abcfibel geschenkt. — Da erhob sich eine völlig angekleidete Person im Bette. — „Gevatter Hoppelstedt!" rief die Muhme noch einmal ungeduldig. Die Gestalt setzte einen Fuß aus dem Bette, stieg bedächtig in die Pantoffeln und erschien endlich nach dem dritten Rufe der Muhme am Fenster.

„Ich wollte nur fragen, was bei euch besonders los ist," sagte die Muhme, „weil die ganze Nacht das Licht noch nicht ausgegangen ist?"

„Ja, das ist auch wahr," entgegnete die Hoppelstedt gutmütig. „Frau Gevatterin, es ging gestern abend sehr eilig, als wir uns hinlegten."

„Sie brennt aber schon die ganze Woche so," mahnte die Muhme.

„Ja, ja," versicherte die Hoppelstedt, „es ist eben die ganze Woche schon so eilig gegangen, wenn wir uns hinlegten; aber," setzte sie schlau hinzu, „ich habe auch schon gedacht, es ist besser, man thut die Lampe des Abends aus und thut sie des Morgens wieder an."

„Das wollt' ich meinen," sagte die Muhme einverstanden.

„Und nun gute Nacht auch, und schönen Dank auch, Frau Gevatterin, ich will Sie nicht länger aufhalten," sagte die Hoppelstedt zuvorkommend.

„Sie will doch wohl lieber aufbleiben und zurichten für den Mann und für die Kinder?" riet die Muhme. „Sie sieht doch, wie es mit der Sonne steht?"

„Ja, ja, das ist auch wahr, ich könnte den Kaffee kochen, der Sebastian thut nichts Lieberes, als er trinkt gleich Kaffee, wenn er aufsteht. Aber ich habe schon oft gesagt, Muhme, man kann nicht schlafen und Kaffee kochen mit eins, und wenn es allewege wie mit der Hetzjagd geht, da wird man seines Lebens nicht froh."

„Nun, der Herr wolle uns beiden gnädig sein," entgegnete die Muhme seufzend.

„Ich habe auch schon gesagt," fuhr die Hoppelstedt bedächtig fort, „dort oben im Himmel hört endlich alles Schaffen auf. Du lieber Herr, ich wollte die Menschen gern in Ruhe lassen, wenn sie mich nur in Ruhe ließen."

Sie schaute bei den Worten so treuherzig aus, daß der Muhme das Herz weich wurde. „Gevatter Hoppelstedt," sagte sie freundlich, „wenn Sie Zeit hat, da stelle Sie die großen Kinder an, daß sie Sand und Steine hier in die Pfützen tragen, ich weiß nicht, wie Ihr es anfangt, daß Ihr trotz der heißen Jahreszeit hier Moräste habt."

„Ich habe schon gesagt," versicherte die Hoppelstedt, „der Dreck thut es wirklich, daß die Kinder die Schuhe alle Tage voll füllen, und es stände zu wünschen, daß das aufhört."

Die Muhme machte nun, daß sie fortkam. Als sie den Fußsteg nach dem Haus des Kräuterhändlers hinan bog, sah sie schon, daß hier alles in Bewegung war. Der Mann hing Blumenbüschelchen am Hause auf. Das älteste Mädchen stampfte Futter für die Schweine, und die Frau stand am Herd.

„Schon so fleißig, Vetter Heinemann?" fragte die Muhme nach ihrem Morgengruße.

„Von nichts kommt nichts, Muhme,“ entgegnete der Mann.

„Das ist wohl wahr,“ versetzte sie.

Da trat auch die Frau in die Hausthür und das Ehepaar beriet nun, ob sie ein Schock oder zwei Schock Heringe aus der Stadt haben müßten.

„So viel neue Heringe?“ fragte die Feuerstake verwundert.

„Neue Heringe!“ entgegnete die Frau schmunzelnd.

„Und der Mann setzte hinzu: „Ein paar Groschen mehr oder weniger, darauf kommt es uns jetzt nicht an, das Geschäft geht gut.“

„Ich habe schon gesagt,“ fuhr die Frau fort, „dem Müller sein Knecht hat uns zwei Schock aus Steinau mitgebracht, die sind nicht zu genießen. Gestern abend wollten selbst die Kinder nicht ans Futter. Nein, Muhme Feuerstake, die fettesten Heringe muß Sie uns besorgen, unsereines will sich auch was zu gute thun. Ich werde jetzt die kleine Tonne leer machen, und du, Vater, gibst der Feuerstake zwei blanke Thaler mit.“

Heinemann griff in die Tasche und gab der Botenfrau wirklich die beiden blanken Thaler. Aber indem diese sie einsteckte, gab es plötzlich einen entsetzlichen Lärm in der Schlafkammer, so daß die Feuerstake unwillkürlich hinter der Frau mit eintrat.

Das war aber auch ein Spektakelstück! Die Heringstonne brauchte die Mutter nicht leer zu machen, ihres Inhalts beraubt stand sie mitten in der Kammer, und fünf halbnackte Kinder sprangen in den Betten umher und bombardierten sich damit. Eine ganze Zeit hatten sie es schon leise gethan, jetzt aber war der kleinen Sophie solch ein salziges Ding in die Augen geflogen, sie schrie, als ob sie am Spieße steckte, die vier anderen Kinder gerieten darüber in zwei feindliche Parteien und die stinkenden Heringe flogen mit den Betten um die Wette zwischen den Kindern herum.

„Du heiliges Weltall!“ schrie die Mutter; „Schmierfinken und kein Ende! Welche Menschenseele mag denn wieder in die Betten kriechen! Was erlebt der Mensch bei

dieser Kinderzucht! — Sie suchte nach einem Stock, die Kinder verstanden ihre Bewegung und entschlüpften durch die andere Thür in die Küche.

„Nun seid Ihr ja die schlechten Heringe los,“ sagte die Feuerstake ruhig.

„Die wären uns eingetränkt, den Gestank werden wir nicht wieder los,“ versicherte die Heinemann. „So geht es immer, wenn der Verdienst 'was abwerfen soll, hat man keine Zeit sich um die Bälge zu bekümmern.“

Der Vater und die große Schwester waren hinzugetreten und zankten mit. Die Muhme versicherte jetzt, daß sie die triefende Tonne nicht in die Kiepe nehmen könne, und während die Heinemann die Heringe aus den Betten holte, und die große Schwester Jagd nach den geflohenen Heringshelden machte, trat die Feuerstake zu dem Manne, der wieder schweigend an seine Arbeit gegangen war.

„Heinemann,“ begann die Feuerstake jetzt ernsthaft, „ich will Euch hiermit zwei Thaler schenken. Hierbei reichte sie ihm die zwei blanken Thaler hin. — Der Mann sah sie ganz verwundert an. — „Das Geld ist Euch wenigstens so gut wie geschenkt, wenn Ihr die neuen Heringe laßt neue Heringe sein,“ fuhr die Feuerstake fort; „ich würde an Eurer Stelle das Geld hinlegen, wo es keinem Menschen vor Augen kommt, und wenn Euch und Eurer Frau der Mund im Januar nicht mehr nach Heringen wässert, dann würde ich das Geld hervorholen.“ — Der Mann machte ein bedächtiges Gesicht und steckte das Geld in die Tasche. — „Ich meine es gut mit Euch, Heinemann, ich rate Euch, macht es öfters so.“ Mit den Worten reichte ihm die alte Botenfrau treuherzig die Hand und ging ihres Weges.

Nach einigen Minuten stand sie vor dem Schulzenhof. Wenn sie das blaue Kleid nicht will, dachte sie, da werde ich ihr ein rotes eintauschen; ich muß nur eilig sein, damit ich auf dem Berge bin, wenn die Sonne aufgeht. Sie wollte in das Haus treten, da kam ihr die alte Großmutter schon entgegen.

„Es ist gut, Muhme,“ sagte sie, „wir behalten das Kleid, Mariechen sieht recht schmuck darin aus.“

„Ich hätte aber recht gut das Kleid wieder mitnehmen können," bat die Muhme, „ich dachte schon an Veilchenfarben, das ist zwischen Rot und Blau."

„Ach ja, Veilchenfarben," sagte die Schulzin, „wenn es Euch nicht zu viel Mühe macht."

„Im Gegenteil, es ist nicht der Mühe wert," versicherte die Muhme und nahm freundlich Abschied.

Bei Schmidtmaiers wäre sie gerne vorüber gegangen, aber ihr Weg sollte nun heute ein Friedensweg sein, und wie sie daran jetzt so lebhaft dachte, ward es ihr auch leicht zu Schmidtmaiers zu gehen. Dem Herrn Christus zuliebe werden einem so kleine Thorheiten herzlich leicht, dachte sie, ging in den Hof, traf die Schmidtmaiern in der Küche und bot ihr freundlich die Troddeln an, die sie gestern im Aerger in ihrem Korbe behalten. Die Schmidtmaiern schaute etwas verlegen aus den Augen, sie meinte aber, die Mädchen sollten sich ohne die Troddeln behelfen, und die Feuerstake nahm ebenso freundlich Abschied.

Sie hatte sich doch etwas verspätet, die Sonne blitzte schon über den Berg, ehe sie hinauf kam. Sie hielt sich auch heute gar nicht weiter auf, sie hatte ja das wahre Sonnenlicht im Herzen. Sie kam heute auch etwas später nach ihrer Pfarre und fand, trotzdem daß kein Geburtstag war, die ganze Familie um den Kaffeetisch.

Der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin traten mit einiger Spannung der alten Botenfrau entgegen, sie hatten sich überlegt, daß die Alte es herzlich gut gemeint. Sie hatten sich auf allerhand Vorschläge besonnen, um die erzürnte Wohlthäterin zu besänftigen. Die guten Leute wußten nicht, daß die Feuerstake einen Helfer bei sich hatte, der ihnen all die Mühe abgenommen. Nein, von Besänftigen konnte hier gar keine Rede sein, die alte Freundin schaute wärmer als je aus den hellen Augen, und, als sie den Pfarrersleuten so herzlich die Hand gab, war es als ob sie sagen wollte: Ich habe es vergessen, wollt ihr es auch vergessen, das wäre mir herzlich lieb. Diese aber waren erst ganz betroffen, und es ward ihnen ordentlich schwer, das Gespräch auf das bewußte Päckchen zu bringen. Endlich war es ihnen geglückt, da aber sagte die Feuerstake

schnell: „Alles soll nach Ihren Wünschen geschehen, die Dame muß ihren Namen sagen, und Sie können gut machen, was ich dumm gemacht habe, ich weiß schon im voraus, es wird zu beider Zufriedenheit enden.“

Das war der Frau Pfarrerin doch zu viel, sie begann sich zu entschuldigen, die Feuerstake aber reichte ihr noch einmal herzlich die Hand und machte, daß sie fortkam.

So wäre alles abgemacht, dachte sie freudig, und der Herr wird weiter helfen. Vor der Frau Rätin fürcht' ich mich auch nicht, die meint es gut und wird es einrichten, wie es sich schickt. Dann habe ich auch das Geld zu dem Brief aus Amerika, es hilft doch nichts, ich muß wissen, wie es dem guten Vetter geht. Ich werde auch gleich zuerst auf die Post gehen, die Frau Rätin wird dann so gütig sein und den Brief vorlesen. So schloß sie ihre Betrachtung. Geschriebenes lesen und auch schreiben konnte die Feuerstake nicht viel, deswegen war sie aber doch eine gute Botenfrau, denn weil sie sich auf kein Papier verließ, hatte sie ein desto besseres Gedächtnis.

Als sie zu dem Postbeamten trat, griff dieser sogleich nach dem Briefe, der in einem Fache bereit lag. Sie nahm das Geld in die Hand und sagte vertraulich: „Die Frau Katharine Schmidtmaier will zwar den Brief nicht einlösen —“

„Der Brief ist auch gar nicht an eine Frau Katharine Schmidtmaier,“ unterbrach sie der Postbeamte, „er ist an eine Frau Katharine Feuerstake.“

„Feuerstake?“ stotterte die Botenfrau, „das wäre ich wohl gar.“

„Wenn Sie so heißt,“ sagte der Beamte, der sich an der Ueberraschung der Alten belustigte.

„Na freilich heiß' ich so,“ sagte die Feuerstake eifrig, indem sie hastig das Geld aufzählte.

„Ich dachte, Sie hieße nur Botenfrau von Mohringen,“ sagte der Postsekretär spaßend.

„Nein, nein, ich bin die Katharine Feuerstake,“ versicherte sie noch einmal eifrig und staunte die Adresse an. Aber nur einen Augenblick, dann eilte sie fort zur Frau Rätin. Es ward ihr ordentlich schwer, die Geschichte mit

dem Tuch erst zu verhandeln, so neugierig war sie auf den Brief, der ihr so viel Geld gekostet. Aber die Sache mußte doch erst abgemacht sein.

„Undank ist der Welt Lohn, liebe Frau Rätin,“ begann sie gleich scherzend, „ich glaube, wir müssen uns noch bedanken, wenn wir unser weißes Staatstuch los werden.“

„Das versteht sich,“ entgegnete die Frau Rätin freundlich, „das Nehmen würde mir ja nicht so viel Freude machen als das Geben, darum müssen wir uns bedanken, wenn wir das Tuch los werden.“

„Ich sehe, liebe Frau Rätin, wir beide werden darüber schon fertig werden. Uebrigens ist es so schlimm mit dem Danken nicht, ich soll nur den Namen der unbekannten Freundin nennen und die Sache feststellen, daß ich nicht gebettelt habe.“

Die Rätin nickte einverstanden.

„Jetzt aber müssen Sie es nicht für ungut nehmen,“ fuhr sie eifrig fort, „wenn ich Sie bitte, der dummen Feuerstake den Brief vorzulesen.“

Die Frau Rätin nahm gefällig den Brief. „Wirklich von Amerika?“ fragte sie, als sie die Adresse gelesen.

Die Feuerstake erklärte ihr jetzt den ganzen Zusammenhang der Dinge, und die Frau Rätin war ganz damit einverstanden, daß sie das Porto angewandt.

„Liebe Feuerstake,“ begann sie, nachdem sie den Brief aufgemacht, der Brief ist aber nicht von dem Vetter, sondern von einem Rechtsanwalt.“

„Ei warum nicht gar!“ rief die Feuerstake.

„Ja, der Vetter ist tot,“ fuhr die Frau Rätin teilnehmend fort, „er hat Ihr aber sein ganzes Vermögen vermacht.“

„Das wäre ja traurig,“ rief die Feuerstake ganz erschrocken.

„Es ist doch recht hübsch von ihm, was er hier niedergeschrieben hat,“ begann die Frau Rätin, nachdem sie wieder eine Weile für sich gelesen. „An meinem Vermögen haftet des Herrn sichtbarer Segen, ich überlasse es meiner Muhme Feuerstake, denn ihr Darlehn hat den Grund zu meinem Glück gelegt, ich übergebe es ihr aber auch, weil ich weiß,

sie wird es in meiner lieben Heimat zur Ehre des Herrn verwenden."

Der Feuerstake rannen die Thränen über die Wangen. „O wie freue ich mich, daß er brav geblieben, daß er dort in dem wilden Lande nicht seinen Herrn verloren hat. Nun ist's gut, nun hört die Sorge um Amerika auf, ich weiß, er ist gut aufgehoben. Keine Freude ist doch wohl größer, als wenn eine Person, die man so von Herzen lieb hat, selig gestorben ist."

„Soll ich Ihr den Brief noch fertig vorlesen?" fragte die gütige Dame, „Sie muß doch den Bericht des Rechtsanwalts noch hören."

„Ach nein, Frau Rätin," sagte die Feuerstake abwehrend, „damit mag mein Herr Pfarrer sich herumplagen."

„Sie freut sich aber doch, daß für Ihre Rose jetzt gesorgt werden kann?" bemerkte die Frau Rätin.

„Ei, das versteht sich," sagte die Feuerstake, „mit dem Gelde muß ich auch das Mädchen los werden. Ja, wenn es nur auf so lange ist, wie das Geld hinreicht."

„Feuerstake, es sind über sechstausend Thaler," sagte die Frau Rätin.

„Du liebe Zeit! wo hat er denn das viele Geld her gekriegt?" staunte die Muhme.

„Durch glückliche Holzspekulationen," las die Frau Rätin. „Sie wird es sich nun hübsch überlegen müssen," fügte sie hinzu, „wie Sie die sechstausend Thaler dem Herrn zu Ehren verwenden will."

„Sechstausend Thaler, sechs kleine Pfarrherrn," sagte die Feuerstake sehr schnell und entschieden; „Sie sehen, das paßt, der liebe Gott will es augenscheinlich so haben. Und wie gesagt, die Rose muß mit in den Kauf und ein wenig vornehmer gehalten werden, als bei der alten Muhme."

„Da hat Sie es freilich gut angewandt," sagte die Frau Rätin, „wenn Sie sechs Knaben davon studieren läßt."

„Alle sechse, ja wirklich mit Gottes Hilfe, alle sechse!" wiederholte die Feuerstake glücklich; „der Just und der Fritz sollen nicht zu kurz kommen. Ich hoffe, sie werden heute nicht so zimperlich sein, wenn ich die Papiere bringe, und

wenn es die Alten auch sind, die sechs Jungens habe ich auf meiner Seite."

Sie plauderte noch eine ganze Weile mit bewegtem Herzen von dem Vetter, von der Ueberraschung in der Pfarre, von dem guten Vetter, und kam dann auf die Schmidtmaiern, und daß Trinchen mit den Geldsäcken nicht so unrecht gehabt. Endlich wollte sie Abschied nehmen.

„Wie ist es aber mit dem Tuch?" fragte die Frau Rätin.

„Ja freilich, das Tuch, ich hätte es beinahe vergessen; ich sage es Ihnen aber, Frau Rätin, das ist heute eine Bagatelle, ich nehme es mit, meine Frau Pfarrerin thut es um, und es ist abgemacht."

„Und wir bedanken uns, wenn es angenommen wird," scherzte die alte Dame wieder.

„Frau Rätin," begann jetzt die Feuerstake pathetisch, „jetzt bedanken Sie sich, aber warten Sie nur, wenn der Winter kommt, dann kommt die Reihe an mich. Wenn ich die Rose los bin, da werde ich angst und bange werden, wo ich mit meinen Vorräten hin soll, und da sollen Sie es mir gewiß nicht abschlagen, wenn ich den schönsten Schinken in Ihre Speisekammer bringe, dann will ich mich schön bedanken und sagen: Eine Liebe ist der andern wert."

„Nein, Feuerstake, Sie darf mir nichts schenken," versicherte die Frau Rätin.

„Ich glaube gern, daß Sie den Schinken lieber bezahlen," sagte die Feuerstake lachend, „aber es bleibt dabei, die alte Feuerstake schenkt einmal der Frau Rätin einen großen schönen Schinken. Nun Gott befohlen."

Sie ging ihres Weges. — So ganz konnte sie ihre Aufregung doch nicht bemeistern und es war ihr ganz erwünscht, daß ihr die lieben Pfarrersleute wieder entgegenkamen. Nun ja, die waren auch neugierig zu wissen, wer die unbekannte Freundin war. Einige von den Schwarzköpfen kamen der Muhme auch wieder entgegen gelaufen. „Kathrine, sag es mir zuerst, wie heißt die Dame?" fragte einer, und ein anderer: „Du hast doch das Tuch wieder bei dir?"

„Die Dame heißt Frau Rätin Bindemann, und das Tuch habe ich in der Tasche und die Sache ist abgemacht,"

sagte die Feuerstake kurz, „heute kommen ganz andere Dinge an die Reihe.“ Mit diesen Worten begrüßte sie auch die Eltern. „Aber nun, ihr Goldlämmerchen,“ begann sie etwas pathetisch ihre Rede, „ihr habt mich immer ausgelacht, wenn ich sagte, ihr solltet meine Erben werden — das Häuslein und den großen Birnbaum und den schönen Hahn mit den Goldfedern — nun, es waren immer schon hübsche Dinge, jetzt aber hat die alte Katharine geerbt.“

„Geerbt?“ fragte die Pfarrfrau und die Schwarzköpfe sperrten die Mündlein auf.

„Sechstausend Thaler habe ich geerbt, und hier sind die Papiere drüber,“ wandte sie sich zum Pfarrherrn; „nun sehen Sie zu, wie Sie das Geld anschaffen. Ich habe es nicht nötig und ich darf keine Plackerei davon haben, das mache ich mir aus.“

Der gute Herr Pfarrer konnte die redselige Katharine kaum verstehen, aber sie teilte ihre schönen Pläne, die sie auf dem Herwege erst noch klüglich überlegt hatte, mit, und wenn auch jetzt erst eine kleine zimperliche Szene folgte, die Feuerstake blieb dabei: die sieben Kinderlein hatte sie schon immer zu ihren Erben eingesetzt, nun sollten sie es auch bleiben. Habe ich doch mein Häuschen beinahe hier in der Pfarre eingespart. — Rose aber, das arme verlassene Kind, die sollte nun als achtes Kind miterben und auch in der Pfarre ein wenig vornehm erzogen werden.

Recht weitläufig diese schönen Pläne zu besprechen, hatte sie aber heute keine Zeit, sie mußte beizeiten zu Hause bei der armen Rose sein und mußte auch früh am andern Morgen wieder nach der Stadt aufbrechen: so wie heute war es ihr im ganzen Leben noch nicht gegangen, sie hatte ihre meisten Besorgungen im Stich gelassen.

Noch denselben Abend aber ging es wie ein Lauffeuer durch Breitenbach und Mohringen: die Muhme Feuerstake hat aus Amerika von ihrem Vetter grausam viel Geld geerbt. Trinchen Schmidtmaier hatte es auf dem Heimwege gehört, sie lief gleich zu ihrer Mutter, die hinten an der Scheuer stand und ihren Mann auszankte, warum er den Weizen auf dem Felde so trocken werden ließ, daß er jetzt beim Abladen metzenweis herumpolterte.

Trinchen hatte einen schlechten Zeitpunkt zur Mitteilung der glücklichen Erbschaft gewählt, ebenso schlecht wählte sie die Worte. „Mutter, Muhme Feuerstake hat von dem Vetter aus Amerika sechstausend Säcke Geld geerbt, und das ist alles in dem Brief gestern gekommen."

„Dummes Zeug! Schnickschnack! Halt den Mund!" fuhr die Schmidtmaiern auf. — „Aber Mutter, es ist ganz gewiß wahr," versicherte Trinchen, „und wenn wir gestern das Porto angewendet, dann hätten wir gewiß das Geld in Empfang genommen."

Der Schmidtmaiern fiel es wie eine Zentnerlast auf die Seele; wenn die Feuerstake von dem Vetter geerbt hätte, da könnte sie in ihrem Leben nicht wieder froh werden. In dem Augenblick kam aber der Nachbar Schulze in den Hof. Die Schmidtmaiern und Trinchen gingen auf ihn zu, und Schmidtmaier ließ sein Weizenfuder stehen, denn es war augenscheinlich, daß der Nachbar etwas Besonderes zu erzählen hatte.

„Nun, was sagt ihr zur Muhme Feuerstake?" begann der auch gleich, und eine kleine Schadenfreude spielte um seine Lippen.

„Hat sie wirklich geerbt?" fragte die Schmidtmaiern.

„Ich habe es aus ihrem eigenen Munde," versicherte der Nachbar.

Da plötzlich kam Minna in den Hof gerannt, sie war ganz außer Atem. „Wißt ihr schon? Die Muhme Feuerstake ist unmenschlich reich geworden, die Leute sagen, sie kann nun die seidenen Kleider so lang tragen, daß sie schleppen, und Federn und einen Schleier an den Hut."

Der Nachbar Schulze brach in ein helles Gelächter aus, Trinchen und Minna aber nahmen die Sache ernsthafter, und die Schmidtmaiern murmelte grimmig: „Das muß sich doch noch finden mit der Erbschaft, wir sind näher mit dem Vetter verwandt als die Feuerstake, und es wäre eine Schlechtigkeit, die nächsten Verwandten zu übergehen."

Der Nachbar Schulze setzte ihr mit Vergnügen die Gesetze auseinander und wünschte dann eine gute Nacht.

Am andern Morgen ganz früh ließ die mitleidige Frau Schulzin das arme Roseken nach Breitenbach fahren. Rose

war zu glücklich über diese Uebersiedelung und hatte vor Freude in der Nacht gar nicht schlafen können.

Die Muhme Feuerstake, die es hätte gut haben können heute und bis nach Breitenbach fahren, nein sie ging, den Korb auf dem Rücken, den Stock in der Hand, neben dem Wagen her. Sie ging auch viel lieber und wollte diese Gewohnheit mit des Herrn Hilfe noch lange treiben.

Als sie die Höhe zwischen beiden Orten erreicht hatte, ließ sie den Wagen langsam voran fahren und blieb einige Minuten zurück. Eben blitzte ja die Sonne hinter den grünen Bäumen auf. „O Herr Gott, wenn Du willst, daß ich hier noch recht oft stehen soll,“ sprach sie mit gefalteten Händen, „so gib nur, daß ein jeder Sonnenaufgang meine Seele heller macht und meinen Sinn stiller und friedlicher. Ich will ja gern mein Amt fortsetzen, aber ich will dabei nicht vergessen, daß ich mit jedem Schritt dem Himmel näher komme. — Ach ja, und wenn doch alle Menschen bedenken möchten, daß sie mit jedem Schritte dem Ende näher kommen, und wenn sie doch ihr Glück und ihre Seligkeit in ihrem Herzen fühlten. Wenn doch alle Menschen einstimmen wollten:

Tausendmal gedenk ich Dein,
Mein Erlöser,
Und begehre Dich allein,
Mein Erlöser;
Sehne mich, bei Dir zu sein,
Mein Erlöser, Jesu, mein Erlöser.“

Die Sonntagsschule.

Es war der Sonntag vor Himmelfahrt, Klaus Höffner hatte ein frisches Hemd und Halstuch angethan, aber sein schmutziges Wams darüber, denn er mußte seine Kartoffeln heute noch hacken. Klaus sorgte für seinen Haushalt, für Frau und Kinder nach Kräften, das mußte ihm jedermann zugestehen. Er ging regelmäßig auf Arbeit, brachte den Wochenlohn ungeschmälert nach Haus, und nichts davon blieb in der Schenke. Hatte er in der Woche sich abgequält für fremde Leute, ging er des Sonntags sein eigenes kleines Feld zu bestellen. Daß die Frucht immer zur rechten Zeit hineinkam, war ihm eine Ehrensache, und er hätte wohl die Nacht daran gegeben. Seine Frau war ebenso thätig, sie ging alle Tage auf Arbeit, nur die Kindbetten konnten sie davon abhalten, und waren die Kinder erst einige Wochen alt, mußten die älteren Kinder die Wartung des kleinsten besorgen. Höffners, hieß es im Dorfe, sorgten rechtschaffen für ihre Familie, wenn alle so sorgten, würde es nicht viel Bettelei im Dorfe geben.

Ja, sagten dann zwar andere Stimmen, das ist recht gut, aber er ist zu sehr aufs Verdienen, nicht allein in der Woche, auch den lieben Sonntag. In die Kirche kommt er höchstens alle Jahr einmal, wenn sie zum heiligen Abendmahl gehen, und seine Frau, wenn sie Kirchgang hält. Die Kinder wachsen auf, wie das liebe Vieh, sie laufen ungekämmt und ungewaschen mit zerrissenen Kleidern umher. In die Schule gehen sie gar selten, treiben lieber zu Hause Unfug, reden den Eltern nachher vor, was sie wollen, und die fragen kaum danach, denn wenn sie den langen Tag nicht zu Hause waren, haben sie weder Zeit noch Lust, zu

fragen: Was hast du vorgenommen, und was hast du gelernt heute. Höchstens setzt es tüchtig Prügel, wenn sie sehen, daß eine Fensterscheibe zerschmissen, oder ein Gartenbeet zertreten, oder ein Kücken umgekommen ist.

Das ist alles nur die bittere Not, sagten die ersten wieder. Die fünf Kinder wollen essen, und wenn die Eltern nicht arbeiten, haben sie nichts, da kann's mit dem Waschen und Flicken nicht so genau genommen werden, auch mit dem Schulen- und Kirchengehen, es ist freilich ein Uebelstand, aber was sollen arme Leute machen? Höffners würden schon in die Kirche gehen, wenn sie nur könnten.

Höffners sind rechtschaffen genug! so dachten Höffners selber. Wir gingen schon in die Kirche, wenn wir nur könnten. Ihr Gewissen beruhigte sich freilich dabei nicht; wenn die Glocken läuteten, da war es ihnen, als ob sie riefen: Komm, komm! Heute haben wir keine Zeit, aber nächsten Sonntag kommen wir, sagten sie dann. So ging es von einem Sonntag zum andern, bis ihnen Arbeit und Unruhe über den Kopf wuchsen und sie selbst das: Komm komm! nicht mehr hörten.

Als Klaus heute wieder zur Hacke greifen wollte, und Katharine seine Frau wie gewöhnlich am Waschfaß stand, trat Christoph, Katharines Bruder ein. Nun, der hätte auch zehn Minuten später kommen können, der war dem Klaus bei solchen Gelegenheiten ein rechter Dorn im Auge. Christoph Görne war Höffners nächster Nachbar, er hatte ein ebenso kleines Haus als sie, und hatte gerade so viel Schuld darauf als sie. Einen Morgen Land hatte er dazu gepachtet, die Pacht war zwar schwer aufzubringen, doch konnte er ohne eigne Kartoffelernte nicht bestehen. Fünf Kinder wollten satt gemacht sein, und Anne, Christophs Ehefrau, wunderte sich nicht wenig, daß die Kinder größeren Appetit hätten als sie selber. Christoph, gewitzigter als sie, erklärte ihr, wie die Kinder fürs Wachsen mitessen müßten, und sie nachgerade ausgewachsen sei. Anne begriff es dann und sorgte sich nicht weiter, sie hatte ein ruhig Temperament, und was sie nicht von Natur hatte, hatte sie bei Christoph gelernt, denn der war immer guter Dinge, und die Leute, denen das nicht recht war, nannten ihn

Gevatter Sorgenlos. Gevatter Sorgenlos aber hatte den Schelm im Nacken. Er dachte: Spottet nur, wir wollen sehen, wer recht hat. Höffners aber ärgerten sich am meisten drüber. „Die Anne geht nicht halb so viel aufs Feld,“ sagte Katharine, „des Sonntags thut sie keinen Handschlag, und sie leben da drüben wie die Prinzen, wenn wir uns plagen, um mit Ehren durch die Welt zu kommen.“ Daß Christoph jeden Sonntagmorgen ankam und jedesmal sagte: „Ich wünsche euch einen gesegneten Sonntag!“ und dann mit zweideutigem Gesicht zusah, wie Höffners sich abmühten, das war eben der Dorn im Auge. Klaus war oft böser Laune darüber, und wenn's nicht ein zu großes Kunststück gewesen wäre, mit dem Christoph in Feindschaft zu geraten, es wäre längst geschehen. „Wenn wir ihn des Sonnabends aus der Thüre werfen, so ruft er am Sonntagmorgen seinen: Gesegneten Sonntag! in das Fenster,“ sagte Klaus aufgebracht. Christoph aber hatte es hinter den Ohren, er wußte, was er wollte: zum Laufen hilft nicht schnell sein, und Geduld muß man auch haben. Für böse Gesichter habe ich keine Augen, für böse Worte keine Ohren, und hat's den Anschein, als könnt's Prügel geben, ziehe ich mich beizeiten zurück.

Als er heute eintrat, wünschte er wie gewöhnlich seinen gesegneten Sonntag. Das Ehepaar dankte wie gewöhnlich halb verdrießlich halb verlegen, und Katharine warf in aller Eile eine Schürze über einen Haufen Teller, der mit den Resten der gestrigen Abendsuppe in der Ecke stand.

„Da liegt sie aber schlechter,“ sagte Christoph kaltblütig und legte die Schürze wieder auf den Stuhl.

„Sich placken vom Morgen bis Abend!“ seufzte die Frau, „man müßte sich fast schämen, wie es hier noch aussieht.“

„Das wollt' ich meinen,“ sagte Christoph mit einem Ton, daß man nicht wußte, ob er das Placken oder das Schämen meinte.

„Komm 'mal her, Christelchen!“ wandte er sich zu einem zweijährigen Mädchen, „weißt du, daß heut Sonntag ist? Mußt den Dreck vom Gesicht waschen, daß man deine

roten Backen sieht. Sieh 'mal dem lieben Herrn Gott seinen schmucken Himmel an und du siehst aus, wie ein Ferkelchen."

Christelchen verstand wenig davon, lief aber doch nach dem Waschzimmer und patschte mit seinen dicken roten Händchen im Wasser und im Gesicht herum. Vetter Christoph trocknete es, strich ihm das Haar aus dem Gesicht und hielt ihm eine Lobrede. Es freute sich darüber, wenn es auch wieder nicht viel davon verstand. Die älteren Geschwister verstanden es desto besser. Maria, die zwölfjährige Tochter, strich die struppigen Zöpfe hinter die Ohren und Fritz, noch im schmutzigen Alltagswams, drückte sich in die Stube.

„Könntest längst gewaschen und gekämmt sein, du faules Mädchen!" rief die Mutter heftig, „was stehst du da und reibst die Wand ab!"

„Ja, Mariechen," sagte Christoph, „wenn deine arme Mutter nicht Zeit hat, dich zur Ordnung anzuhalten, mußt du es selber thun, mußt dich frühmorgens gleich kämmen und waschen, und deine Schwestern und Brüder auch, einen nach dem andern. Kannst dem Fritz auch ein anderes Wams anziehen, es wird gleich einläuten."

„Ja, der ungezogene Bengel," fuhr die Mutter im gleichen Tone fort, „hat es zerrissen, man sollte gar nichts Neues an die Kinder wenden. Vor acht Tagen hatt' ich nicht Zeit das alte Wams zu flicken, kaum hat er das neue bis Montagabend an, guckt schon der Ellenbogen durch."

„O!" entgegnete Christoph, „siehst du, Fritze, dafür muß deine Mutter wohl zwei Tage auf Arbeit gehen."

Katharine verstand, was der Bruder damit sagen wollte, nämlich: Wenn du immer 'mal einen Tag zu Hause bliebest, und flicktest deiner Kinder Sachen, würdest du dich besser stehen, manchen Groschen sparen und auch den heiligen Sonntag feiern können.

Christoph ging jetzt dem Fritz in die Stube nach. Da sah es gut aus. „Mariechen, komm 'mal geschwind her," rief Christoph spaßhaft, „hier ist was zu sehen."

Mariechen kam schnell, aber auch Katharine und Klaus neugierig nach.

„Sieh 'mal, Mariechen," sagte Christoph lachend, „bist gewiß gestern abend schon im Schlaf gewesen, hast die Kartoffelschalen hinter den Ofen geschmissen, und wolltest sie in den Schweinestall tragen, wenn du dich da drauf setzst, so sieht's possierlich aus und akkurat wie ein kleiner Schweinestall."

Marie und Fritz lachten über den lustigen Vetter, packten die Kartoffelschalen in den Korb und liefen hinaus. Katharine aber zankte über die Kinder, und Klaus ärgerte sich. Die Stube sah wirklich schlimm aus. Das große Bett lag noch, wie sie heut morgen herausgekrochen, das sechsjährige Rikchen schwenkte die Wiege, damit der kleine Bruder nicht gar zu sehr schreien sollte, und steckte ihm von Zeit zu Zeit den sauren Nutsch in das Mündchen. Als Katharine weiter zankte, entgegnete Christoph ernsthaft: „Ja, ihr armen Leute seid recht zu beklagen."

„Nun," sagte Katharine stutzig, „ich dächte, ihr hättet auch nicht dickere Butter aufzuschmieren."

„Auf die Butter kommt's auch nicht an," fuhr Christoph fort; „aber höre 'mal zu, wie sich die Sache verhält. Sechs Tage in der Woche bin ich Christoph Görne, ein armer Arbeitsmann, da wird gearbeitet für das liebe Brot, und es gehen einem allerhand irdische Sorgen durch den Kopf. Als da: Wenn der Winter kalt wird, muß die Gustel einen neuen Unterrock haben und der Christian ein Wams, dir selber könnten ein Paar Stiefel nicht schaden, und die Anne nähme gar zu gern eine neue Jacke. Auch müßte die Bodenkammer mit Holz verschalt werden, damit Gottlieb und Gustel die Ohren nicht erfrieren, und ein neues Staket an den Garten wäre wohl nötig, Höffners Gänse haben schon manches Beet vertrappt. Und wie der Sorgen so manche für uns arme Leute da sind. Die Anne sorgt mit, Haus und Kinder sehen nicht so aus, wie sie es gern möchte, auch wird ihr das Umherwirtschaften gewaltig sauer, und sie schaut zuweilen drüben nach der Frau Amtmännin, die den ganzen Tag in der Sommerlaube sitzt. Ich sage, das alles ist für die sechs Wochentage; aber wenn am

Sonnabend Feierabend geläutet wird, da heißt es basta mit allen Sorgen, kannst den Montag wieder anfangen und hast die liebe lange Woche Zeit dazu. Am Sonnabendabend wird Ordnung im Haus gemacht. Die Kindlein werden gewaschen, die Sonntagskleider hingelegt, und Sonntags sehen Haus und Kinder so blank aus, daß mir und der Anne das Herz im Leibe lacht. Die Frau Amtmännin kann nicht glücklicher sein, ja der König nicht. Am Sonntag sind wir auch ebenso vornehm wie die vornehmsten Leute, da sind wir alle Gottes Kinder, und ich wollte mich wohl hüten, eine solche Auszeichnung hinzugeben. Dem Müller Wenzer habe ich neulich Sonntags ein schön Gesicht geschnitten, als ich an seinem Zaun hinschlendere, und er sagte: ‚Görne, Ihr thätet mir einen rechten Gefallen, Ihr hackt nachmittags mein Kartoffelfeld mit.‘ Ich sagte ihm aber stolz: Meister Wenzer, das schickt sich nicht für mich. Er sah mich stutzig an, ja gerade so wie du, Klaus, jetzt aussiehst, aber verstehst du, was ich damit meine? — Jetzt wurde Christoph ernst und feierlich: Wenn der Herr Christus mich einmal so teuer erkauft hat, auf daß ich die ewige Seligkeit sollte mit ihm und durch ihn ererben — Klaus, an die ewige Seligkeit glaubst du doch? nicht wahr? wie sollten wir arme Leute ohne den Glauben unser Leben ertragen. Ja, Klaus, wenn ich den Glauben nicht hätte, ging ich heute noch ins Wasser. — Wenn der Glaube aber mein einziger Trost ist, da will ich ihn nicht leichtsinnig von mir werfen, sondern meinem Herrn und Heiland in Liebe und Treue nachfolgen, und kein Mensch ist sein Nachfolger, der seine Gebote mit Füßen tritt. Es heißt: Du sollst den Feiertag heiligen. Eigentlich ist's gar kein Gebot, sondern der Balsam auf das harte Wort, das unserm Adamsmenschen gegeben ist: Du sollst im Schweiß deines Angesichtes dein Brot essen. Jeder Sonntag ist so ein Stückchen Seligkeit, das uns die schwere Woche leicht machen soll, und wenn wir nun die 52 Sonntage und die Festtage zusammenrechnen, da ist's schon ein gut Teil des Jahres, daß wir wie im Himmel leben können."

Katharine liefen die Thränen über die Backen, sie saßen freilich nicht fest bei ihr, und es war diesmal nicht

gerade Rührung, daß sie weinte, sondern mehr Unmut, daß die Anne und Christoph es besser in der Welt hatten als sie. Die Arbeit ließ ihr nicht Ruhe, und das Gewissen dazu, in ihrem Herzen war kein Friede. Auch jetzt entfuhren ihr einige herzhafte Stoßseufzer. Klaus aber war längst schon die Galle übergelaufen.

„Daß du dein lebenlang Hans ohne Sorgen gewesen bist, wissen wir längst!“ sagte er ärgerlich, „Gott weiß es nur, wie du deine Würmer durchbringst, daß sie nicht verhungern.“

„Ja, Gott weiß es,“ entgegnete Christoph ruhig, „und es ist gut, daß das meine Sache nicht ist. Meine Sache ist nur, seine Gebote zu halten, und der Herr wird in seiner Güte nichts von mir verlangen, das ich nicht halten könnte. Also heilige ich den Feiertag und lasse ihn thun, daß meine Kinder nicht verhungern. Ich könnt' auch nichts dazu thun, ebensowenig als du.“

„So? kann ich nicht für sie arbeiten?“ fiel ihm Klaus barsch in die Rede.

„Und wer gibt die Kräfte zum Arbeiten?“

„Das findet sich dann,“ entgegnete Klaus verlegen.

„Klaus!“ sagte Christoph teilnehmend, „ich will dich nicht zu Worten reizen, die nicht aus deinem Herzen kommen. Du glaubst ebensogut an den Herrn Gott als ich, du glaubst, daß er dir Leben und Gesundeit gegeben, daß er sie erhält, daß er dich aber auch auf das Krankenlager werfen und deine arbeitslustigen Hände zur Ruhe bringen kann. Du glaubst auch, daß wenn er dies thut, er dennoch deine Kinder nicht wird verhungern lassen. Darum habe nicht Sorge, versuche, wie es geht, wenn du den Sonntag nach des Herrn Willen verlebst. Zieh deinen Sonntagsrock an, und komm mit in die Kirche. Und Kathrine, laß die Wäsche stehn; gib den Montag dran, es ist ein Tagelohn, morgen kannst du waschen und flicken, und macht es manchmal einen Wochentag so, es wird dir viel mehr einbringen als dein Lohn. Was du durch Ordnung ersparen kannst, weißt du noch gar nicht. Du mußt auch deine Kinder zur Ordnung anhalten, da werden sie manches Stück Zeug weniger gebrauchen. Kathrinchen!“ — seine

Stimme wurde weich — „du weißt, ich habe es immer gut gemeint.“

Kathrinchen liefen wieder die Thränen, und jetzt zwar aus wirklicher Rührung, über die Backen, und Klaus, der den Widerhaken, der nach solchen Gesprächen in seinem Herzen saß, gern mit ein paar derben Reden herauswarf, schien doch heute auch von Christophs Worten etwas bewegt, wenigstens schwieg er. Katharine aber sagte: „Künftigen Sonntag will ich wahrhaftig in die Kirche gehen.“

„Komm heute mit!“ bat Christoph dringend. „Verziehe nicht, dich zum Herrn zu bekehren, und schiebe es nicht von einem Tage auf den andern, — stehet in der Schrift. Heute hast du keine Abhaltung, wer weiß, was dir der liebe Gott künftigen Sonntag schickt? Denn es kann vor Abend wohl anders werden, wie es am Morgen war, heißt es wiederum.“

„Ach was!“ sagte Klaus, „was wird er schicken? Wenn sie heute nicht kann, dann laß sie. Ich kann heute auch nicht, damit basta! Künftigen Sonntag gehen wir zum heiligen Abendmahl, und dabei bleibt's.“

Die Glocken fingen an zu läuten, Christoph sah die Geschwister beweglich an, grüßte noch einmal freundlich und verließ sie. Er war niedergeschlagen, aber sein Gebet für die Geschwister war desto inniger, und nur noch fester setzte er seine Zuversicht auf den Herrn.

Katharine ward es ganz bange am Waschfaß. Die Glocken riefen wieder: Komm, komm! und es war ihr, als ob sie Gott trotze. Er ruft, sie hört nicht. — Klaus ging es ebenso, er traute sich mit der Hacke nicht zwischen die Kirchgänger und stand harrend an der Hofthür. Künftigen Sonntag gehst du zum heiligen Abendmahl, tröstete er sich. Schiebe es nicht von einem Tag auf den andern! hörte er Christophs warnende Stimme: wer weiß, was der Herr bis dahin schicken kann? Komm, Komm! riefen auch die Glocken. Der Herr ruft mit sanfter Liebesstimme; hörst du nicht, so wird er dich zwingen müssen.

Lauf hin, lauf immer hin! Gott wirst du nicht entflieh'n.
Läßt du dich nicht von ihm durch Liebesseile zieh'n,

So wird er einen Zaum dir anzulegen wissen,
Der heißet Not und Tod; da wirst du folgen müssen.
Halt ein! besinne dich: es folgt die Ewigkeit;
Wie bald mußt du davon: Bist du denn wohl bereit?
Du sollst ja Rechenschaft von allen Werken geben;
So lauf doch nicht so hin; ach! änd're bald dein Leben.

Christoph hatte das Haus der Unordnung und des inneren Unfriedens verlassen und trat nun in sein eigenes, das ihm ein Stückchen Himmel war. Anna saß mit allen Kindern in sonntäglichen Kleidern vor der Hausthür. Die Fenster der Wohnstube standen offen, Sonnenschein lag auf den hellen Dielen, und vom Garten her wehte ein blühender Kirschenbaum kühlen Duft herein. Anna schälte Kartoffeln; nachdem sie es in sich und um sich sonntäglich gemacht, störte die Arbeit nicht den inneren Frieden ihrer Seele. Das vierzehnjährige Kathrinchen hatte Gesangbuch und Taschentuch der Mutter und einen Blumenstrauß in der Hand, und hörte aufmerksam zu, wie die drei älteren Geschwister der Mutter Liederverse hersagten, die ihnen der Kantor am Sonnabend aufgegeben. Als die Glocken anfingen zu läuten, wusch Anna eilig die Kartoffeln in den Topf, empfahl dem zwölfjährigen Gustchen die jüngste Schwester in der Wiege und das Essen auf dem Feuer, und wandelte mit dem Mann und den andern drei Kindern zur Kirche. Die Familie sah eigentlich sehr ärmlich aus. Christophs Rock war, als er ihn als Bräutigam trug, dunkelblau, jetzt war er licht geworden. Annas Kleid war gewaschen und hie und da zu eng, es stammte aus ihrer Dienstzeit. Christians Wams war an allen Nähten abgetragen, und so ähnlich stand es mit den Sachen der andern Kinder. Aber alles war so schön gewaschen, so ordentlich geflickt, dazu die hellen Gesichter, daß zwischen all den geputzten Kirchgängern Christoph und seine Familie im Grunde doch die am schönsten geschmückten waren.

Ein Jahr war vergangen, Christoph hatte getreulich den Geschwistern stets seinen gesegneten Sonntag gewünscht und zuweilen war es, als ob in Klaus etwas Besseres sich

regen wollte, er kam aber immer wieder auf den alten Weg. In die Kirche ging er mit Katharine zuweilen, nur um den Leuten zu zeigen, daß er sich noch zu den Christen rechnete; außerdem trieb er es wie immer. Und er trieb es nicht anders als noch viele Dorfbewohner, sie wußten nichts vom Sonntagssegen, sie unruhten von einem Tag zum andern, und es kam gar wenig dabei heraus. In Klaus aber, wie gesagt, regten sich zuweilen sonderliche Gedanken: Ich quäle mich fast Tag und Nacht und komme doch nicht weiter als Hans Sorgenlos da drüben. Die Sache war ärgerlich.

„Höre 'mal Frau," sagte er, „ich habe gespart und gespart, daß wir zwei Schweine kaufen können, dein Bruder drüben kommt mit einem aus, die Anne versteht 's Wirtschaften." „O!" versetzte Katharine vorwurfsvoll, „Christoph verlangt auch keinen Speck zum Frühstück, der ist mit Salz und Brot vergnügt."

„Und ich weiß nicht," sagte Klaus wieder, „Christoph braucht fast nur halb so viel Brot als wir, unsere Kinder sind nicht satt zu machen." — „Das ist natürlich," entgegnete Katharine, „Anne kocht fast jeden Tag, und eine Kartoffelsuppe oder Mehlsuppe hält gut vor und kostet nur halb so viel wie 's liebe Brot." — „Kannst ja auch öfter kochen," warf Klaus wieder ein, „versuch's doch 'mal wie Anne und koche und flicke mehr, die Leute kommen weiter als wir und wenn wir uns tot ärgern."

Katharine hatte auch Lust, und es wurden hin und wieder in dem äußeren Leben Abänderungen getroffen. Aber was hilft ein neuer Flicken auf ein altes Kleid? Auf Höffners ganzes Leben ruhte Unsegen, weil sie ohne Gottesfurcht lebten, und wenn eine Lebensänderung nicht aus dem innersten Herzen kommt, hilft sie nichts. Doch Christophs Herz verzagte immer noch nicht, seine Gebete wurden nur dringender, und der Herr hatte den Frieden über die Ruhelosen beschlossen. Wollen sie nicht, so sollen sie zu mir kommen.

Es war wieder eines Sonntags nahe vor Himmelfahrt, die Glocken riefen mit lauter Stimme, aber Katharine und Klaus konnten nicht kommen. Klaus lag im Bett mit ge-

schlossenen Augen und schwerem Atem, seine Hände ruhten schlaff an der Seite. Er hatte als Arbeitsmann bei einem Bau gearbeitet, ein schweres Stück Holz war ihm auf den Rücken gefallen, er lag in dumpfer Betäubung, und der Arzt wußte selbst noch nicht, was daraus werden würde. Christoph saß am Bett und legte dem Kranken nasse Tücher auf die Stirn. Katharine stand händeringend ihm zu Füßen. „Bete, Katharine," sagte Christoph teilnehmend, „bete, es ist kein Unglück zu groß, wenn man beten kann." Katharine versuchte es, aber es ward ihr schwer, das Gewissen wollte ihr alle ihre Zuversicht nehmen. „Ich habe den Herrn nicht gehört, so wird er auch mich nicht hören." — O thörichter Mensch, und wenn du hunderttausendmal undankbar und kaltherzig gewesen, des Herrn Liebe und Gnade und Treue bleibt sich immer gleich, komm nur, bitte um Barmherzigkeit; ist deine Sünde auch noch so groß, Gottes Gnade ist dennoch größer. Katharine konnte nicht beten, nur seufzen, aber der Herr hört auch das Seufzen.

„Das ist die Strafe für unsere Sündenschuld," klagte sie. „Weißt du, Christoph, wie wir immer sagten: Ach was wird der Herr schicken! und wie wir meinten, die Arbeit unserer Hände sorge besser für unsere Kinder als des Herrn Segen?"

Christoph schwieg, aber Klaus schlug die Augen auf und nickte leise mit dem Kopf. Er hatte Katharines letzte Worte verstanden. Katharine, hoch erfreut über diese Lebenszeichen, rief: „Ach Gott und Herr, wie will ich Dir danken! Klaus wird wieder." — Ja zum Danken sind wir immer eher bereit, als zum Kreuztragen. Katharine wollte es so gern von sich weisen. Klaus sollte gesund werden, alles sollte vergessen und wieder beim alten sein. — Klaus aber schüttelte den Kopf und zeigte nach oben.

„Nein," sagte Katharine weinend, „ich werde zum lieben Herrgott so viel beten, daß er dich nicht sterben lassen kann. Sieh doch unsere fünf Kinder an!"

Sie standen alle in der Thür, so still und bange. Klaus schlug seine Hände zusammen und weinte bitterlich. „Ich möchte nicht gerne sterben," sagte er leise, „aber

der liebe Gott hat mich nicht nötig, um euch zu ernähren."

„Nein," entgegnete Christoph, „nötig hat er dich nicht, er hat noch keine Witwe und keine Waisen verhungern lassen, die auf ihn gehoffet haben, und so gut er dich als Werkzeug gebraucht hat, kann er sich auch andere Hilfe wecken. Den Glauben halte fest, wenn er auch die Krankheit von dir nimmt, und so wollen wir ihn bitten. Kommt, Kinder, stellt euch alle her, Klaus, falte die Hände, und Katharine, bete recht aus Herzensgrund. O Du lieber Herr, wir sind alle schwache Sünder, gib uns nur Kraft, daß wir uns zu Dir halten. Herr, Du gibst keine größere Last, als wir tragen können, o hilf uns, hilf dem Kranken, hilf der Mutter, hilf den fünf Kindern, gib ihnen Glauben und Frieden, und führe uns alle einst in Dein Himmelreich. Vater unser" — und so betete Christoph weiter. „Und nun, liebe Kinder," sagte er, „glaubet nur immer, daß der liebe Gott im Himmel wird das Beste für euch thun. Wenn euch was fehlt, so betet, wenn euch was sorgt, so betet, o wie lieblich wird euer Leben sein, wenn ihr fromm vor dem Herrn wandelt, und euer Vater mag leben oder sterben, es wird euch hier und ewig wohl ergehen, wenn ihr den lieben Gott zum Vater wählet."

„Du sollst den Feiertag heiligen," sagte Klaus mit bewegter Stimme. — Gegen dies Gebot hatte er am meisten gesündigt, darum lag ihm dies am schwersten auf der Seele. Er hatte des Herrn Wort und Predigt verachtet, da kam der Herr mit einer gewaltigen Predigt zu ihm in das Haus. Aber diese Predigt, obgleich sie allen ein großer Schrecken deuchte, war nur ein Liebes- und Gnadenzeichen. Christophs Gebete sollten erhört und die Geschwister dem Herrn gewonnen werden. Wollten sie nicht mit Liebe, so mußten sie mit Gewalt kommen, sie durften ihm nicht widerstehen, sie sollten selig sein. — Nicht alle Menschen zieht der Herr sich so heran, er will nur zuweilen durch solche Zeichen und Warnungen an ihren Herzen rütteln. Sie aber haben Augen und sehen nicht, und haben Ohren und hören nicht. Aber irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Am Tage des Gerichts wird der Herr sagen:

Gehet hin, ich kenne euch nicht! Dann hilft kein Klagen, dann rufen die Glocken nicht mehr mit treuer Stimme: Komm, komm!

Abermals ein Jahr war vergangen, Klaus lebte, aber die Hände konnte er wenig, die Füße gar nicht bewegen. Die Glocken riefen, er saß vor der Hausthür, Fritz mit dem jüngsten Kinde neben ihm, und Katharine mit den drei andern Kindern ging zur Kirche. Christoph freute sich, daß sein Häuflein so gewachsen war, und wenn er mit Teilnahme den armen Klaus ansah, mußte er sich mit dem Gedanken trösten: Sind seine Füße zwar gelähmt, so ist es doch in seiner Seele lebendig geworden.

Klaus trug sein Schicksal mit großer Geduld, Katharine hatte sich jetzt nicht so oft über seine böse Laune wie früher zu beklagen, er war immer freundlich gegen sie, und wie hätte sie, wenn sie sein Leiden sah, je unfreundlich sein oder sich über ihre Mühe und Arbeit gegen ihn beklagen können? Sie hatte jetzt mehr zu thun als früher, sie mußte auf Arbeit gehen und sich im Haus oft noch mühen bis spät in die Nacht. Aber sie war freudig, weil sie dem Herrn vertraute, und in gläubigem Vertrauen ward der Sonntag gefeiert und dem Herrn geweiht. Klaus aber feierte nicht allein den Sonntag, er feierte die ganze Woche hindurch und holte nach, was er früher versäumt hatte. Er hatte jetzt Zeit, seine Kinder zu lehren, mit ihnen zu singen und zu beten. Fromme Kinder sind ein Segen Gottes. Klaus konnte nicht oft ein neues Wams anschaffen, es wurden aber auch nicht so viel zerrissen. Die Kinder gingen immer ordentlich einher. Vetter Christoph brauchte Christelchens rote Backen nicht erst unter dem Dreck hervor zu waschen, Mariechen hatte gleich frühmorgens einen glatten Kopf, und Fritzens Sonntagswams war stets am Sonnabend geflickt. Katharine aber sagte: „Christoph hat recht, wie sollte man sein Leben ohne den Sonntag tragen, und wie habe ich mich und Gott belogen, wenn ich früher meinte, ich hätte nicht Zeit zur Kirche und zum heiligen Sonntag? Der Sonntag ist schon hier ein Stück-

chen Seligkeit, ein Stückchen Himmel, meine Seele kann schon dort oben sein, ich denke, was meiner dort wartet, und wie ich mit Klaus und meinen Kindern dort werde zusammen sein und vergessen dieses Lebens Mühe und Last."

Den Sonntag heiligen ist kein Gebot, ist ein Gnadengeschenk des Herrn. Wer ohne den Sonntag dahingehet, gehet ohne den Herrn. Wer ohne den Herrn wandelt, hat keinen Teil an ihm! Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Lorenz, der Freigemeindler.

(Eine Dorfgeschichte.)

Es war im Herbst. Dortchen Köhler saß mit ihrer Großmutter in der kleinen freundlichen Stube am Spinnrad, der Wiederschein eines goldroten Oktoberhimmels lag an den weißen Wänden und spielte an den grünen Geranien im Fenster. Seit drei Tagen hatte Dortchen das Rad erst hervorgeholt, sie drehte es mit großem Eifer, es war, als ob die fleißigen Hände den Faden nicht schnell genug auf die Rolle bringen könnten. Neben ihr saß ein junger Mann, er hatte seinen Arm auf Dortchens Stuhllehne gelegt und rauchte gemütlich seine kurze Pfeife.

Dortchen sah ihn lächelnd an. „Das Mannsvolk ist eigentlich ein faules Volk," sagte sie. „Während wir uns regen, sitzen sie und blasen den blauen Rauch in die Luft."

„Laß gut sein, Dortchen," entgegnete der Angeredete. „Ihr Frauen nehmet kleine Schritte, wir Männer nehmen große, sind darum eher an Ort und Stelle und können uns ruhen. Ja, weil ihr wißt, daß ihr doch in der Welt nicht viel vor euch bringt, könnt ihr 's Herumrasseln nicht lassen."

Es entstand jetzt ein etwas leiser geführter Disput zwischen den jungen Leuten, dem die Großmutter, weil ihr Gehör etwas schwach war, nicht gut folgen konnte. Aber mit Freude sah sie auf die jungen Brautleute, denn Christoph war seit Johannis mit Dortchen verlobt, und er war ein Mann, wie es jetzt nicht viel mehr gibt. Er trank keinen Branntwein, führte keine losen Reden, sondern hielt sich zu Gottes Wort, lachte seine leichtfertigen Kameraden aus,

wenn sie ihm mit neuer Weisheit kommen wollten, und bedauerte sie, wenn er sie geistig und leiblich verkommen sah.

Der rote Himmel war abgeblüht, nur noch ein matter Schein lag an den grauen Nebelwolken, die immer tiefere Dämmerung in der kleinen Stube verbreiteten.

„Wo nur Hinrichs Sophie bleibt?“ sagte Dortchen, „sie wollte in der Dämmerstunde kommen und was erzählen. Was es ist, weiß ich freilich schon, sie freit den Lorenz Wurm doch noch, und in vierzehn Tagen soll die Hochzeit sein. Neulich habe ich ihr Himmel und Hölle heiß gemacht, als sie mich um Rat fragte, denn Lorenz gehört gar zur freien Gemeinde.“

Christoph lächelte und sagte spaßend: „Dortchen, was machtest du, wenn ich auch so ein Freigemeindler würde?“

Sie warf die Oberlippe in die Höhe und sagte: „Ei, da schlöss' ich die Hausthür vor dir zu. Hm,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „aber hier im Fenster wollt' ich dir noch einmal ins Gewissen reden, und du würdest nicht mit dem Haufen laufen.“

Jetzt klappte die Hofthür hinten, und da Sophie meistens hinten durch den Garten kam, meinten beide, sie wäre es. Zu gleicher Zeit aber klopfte es an das Fenster, und aller Aufmerksamkeit wandte sich dahin. Es war Heinzens Jule, drüben dem Tischler seine Tochter, sie hatte aus dem nahen Flecken für den Vater Nägel holen müssen.

„Kinder der Welt, was habe ich gesehen!“ rief sie in die Stube. „Hinrichs Sophie sitzt im schwarzen Kasten.“

„Mein Gott!“ entgegnete die Großmutter; „im Kasten? Ich dachte immer, sie wäre ein ehrlich Mädchen.“

„Gestohlen hat sie auch nicht,“ lachte Jule, „aber ihr Bräutigam gehört zur freien Gemeinde, und da werden die Leute nicht in der Kirche aufgeboten, da kommen sie nur auf einen Zettel in den schwarzen Kasten, und hängen da ein paar Wochen, ob Einspruch geschieht.“

„Ach so!“ sagte die Großmutter, „nu versteh' ich's, ich hab' schon davon gehört. Das ist ein rechter Schlupfwinkel für alle liederlichen Dirnen, denn rechtschaffene Leute

gucken in den Kasten nicht. Das arme Ding! Da wird sie auch wohl nicht mit dem Kranz getraut?"

„Die werden gar nicht getraut," fuhr Jule fort, „die gehen hin zum Amtsrichter, schreiben sich beide in ein Buch, dann sind sie fertig."

„Und leben dann wild miteinander hin?" rief die Großmutter.

„J, das gilt akkurat so viel als getraut," entgegnete Jule altklug.

„Läßt du's vor 'ne Trauung gelten?" fragte Dortchen eifrig.

„Ne, ich nicht!" war die Antwort, „aber doch die Freigemeindler."

„Ja nun," nahm Christoph das Wort, „eine Schweineherde wundert sich auch nicht, wenn ihre Kameraden sich im Dreck wälzen. Ich sage das nur vergleichungsweise. Aber es gibt doch bei uns mehr Christen wie Freigemeindler, und da mögen sie meinethalben ein Jahr im Kasten hängen und nachher bei einem Glas Schnaps ihren Namen in ein Buch schreiben, so sind sie in unsern Augen doch nicht ehrlich getraut."

„Hu!" sagte Dortchen, „ich möchte doch nicht in dem Kasten sitzen."

„Ich auch nicht!" sagte Jule eifrig.

„Höre, Jule!" drohte Christoph, „so ganz sicher bist du vor einem Freigemeindler nicht."

„Habe ich etwa mein Christentum weggeworfen?" entgegnete Jule beleidigt.

„Nein, aber du machst es, wie Förster Trippel neulich zu unserm Pastor sagte: Ich bin zwar katholisch, aber ich mache keinen Gebrauch davon."

Christoph wandte sich bei diesen Worten nach der Stubenthür und machte die Thür auf. Da stand Hinrichs Sophie, sie hatte das ganze Gespräch mit angehört. Verlegen sagte sie guten Abend, die Großmutter machte das Fenster zu und Dortchen reichte der nachbarlichen Freundin einen Stuhl.

Es entstand eine Pause, Dortchen faßte sich am ersten. Sophie war ihre Jugendgespielin, aber ein schwaches Mädchen,

und sie hatten eine Zeitlang wenig Verkehr miteinander; doch waren sie zu nahe Nachbarn, um sich ganz aus dem Wege zu gehen. Auch war Sophie gutmütig genug, zuweilen auf Dortchens guten Rat zu hören.

„Du willst also heiraten?“ sagte Dortchen.

„Ja, und ich wollte euch zur Hochzeit bitten, die ist in vierzehn Tagen,“ antwortete Sophie schüchtern.

Dortchen schüttelte den Kopf. „Wenn du dich wie andere Mädchen trauen ließest, da wollten wir gern kommen, so aber nicht,“ sagte sie.

„Denkst du denn, daß die Leute bei der freien Gemeinde nicht ehrlich sind?“

„Vielleicht ehrlich in ihrer Weise, aber von Menschen, die sich von Gott lossagen, mag ich nichts wissen.“

„Ach,“ sagte Sophie etwas mutiger, „da sollst du 'mal Lorenz drüber sprechen hören: „An Gott glauben sie auch, wenigstens viele und Lorenz auch. Und sie gehen auch in die schöne Natur und halten da Gottesdienst. Aber freilich an Jesum glauben sie nicht und haben's auch nicht nötig, wie sie sagen, und die Kirche und die Pastoren haben sie auch nicht nötig, denn sie wissen, was recht und unrecht ist, alleine. Lorenz hat mir das so schön erklärt.“

„Und du hörst das ruhig mit an?“

„Ja freilich, ich wüßte nicht, was ich darauf sagen sollte, ich verstehe doch die Sache nicht.“

„Du verstehst die Sache wohl!“ sagte Dortchen kräftig. „Glaubst du, daß ein Gott im Himmel ist, der Himmel und Erde und alle Kreaturen geschaffen hat?“

„Ja.“

„Siehst du, wie dieser starke Gott blitzen und donnern läßt, wie er seine Sonne scheinen läßt und gnädigen Regen gibt, wie er aber auch Dürre und Hungersnot und Krankheit und Tod schickt? Und glaubst du, daß der starke Gott deinen Lorenz mit einem Blick vernichten und ihn zum Nichts machen kann, aus dem er hervorgerufen?“

„Ja freilich,“ entgegnete Sophie, „sieht man doch alle Tage, daß es so kommt.“

„Und glaubst du nun, daß dein Lorenz weiser sei und ihm mehr zu trauen ist, als dem starken Gott, dem Herrn der Welt?“

„Nein, das glaub' ich nicht," sagte Sophie.

„So, du machst es ihnen also nur weis? So macht einer den andern zum Narren. Aber dein Lorenz und seine ganze Sippschaft, soviel sie sich auch lossagen vom Herrn, unserem Gott, von seinem heiligen Sohn und seiner Kirche, des Herrn Arm wird sie doch erreichen. Warte nur! der geht einem jeden nach, das dunkle Grab ist für alle bereit, und dann folgt das Gericht. Dein Lorenz kommt auch dran. Jetzt ist er noch guter Dinge, verspottet den Himmel und folgt seiner Sünde; aber der Herr kann wie ein Blitz dareinschlagen und sprechen: Bis hierher und nicht weiter! jetzt mußt du sterben. Hu, das Grab ist doch ein schauerlich Ding! er will nicht hinein, aber er muß. Wer wird ihm Trost bringen auf dem Sterbelager? Da kommt sein heuchlerischer Prediger, der sagt: Lieber Freund, ich glaube noch gar nicht, daß es einen Gott und ein ewiges Leben gibt, also fürchte dich nicht, laß dich dein Sterben nicht ängstigen. Da aber werden dem Kranken die Schuppen von den Augen fallen und er ruft im Zorn: Du gottloser Heuchler, das glaubst du ebensowenig als ich, mein Gewissen sagt mir deutlich, daß es einen Gott, einen Richter und eine Ewigkeit gibt, und wenn du einst auf dem Sterbebette liegst, werden alle deine Spiegelfechtereien vor deinen Augen verschwinden, und du wirst Höllenangst empfinden, wie ich jetzt."

Dortchen war ganz heiß geworden bei ihrer Predigt, sie sagte jetzt etwas ruhiger: „Siehst du, Sophie, bei eurem lustigen Leben habt ihr genug an euren Predigern, aber in Unglück, Not und Tod, da stehen sie wie Quälgeister an eurer Seite, — und wenn es so weit ist, wirst du auch nicht sagen: ich verstehe die Sache nicht; sondern dein Gewissen wird dir sagen, ich kannte den Willen des Herrn wohl, aber ich hörte lieber die Stimme meiner Verführer."

Sophie weinte. „Ach, ich möchte nichts lieber, als er gehörte nicht zu der freien Gemeinde. Ich will's ihm noch einmal vorstellen. Ich kann's gar nicht sagen, wie das ist, wenn man in keine Kirche mehr kommen darf."

„Bist freilich nicht oft hingegangen," sagte die Großmutter mit sanftem Vorwurf.

„Ja, ja," entgegnete Sophie, „aber nun sie's einem mit Gewalt nehmen wollen, geht man viel lieber hin, und meine Mutter sagt: Sophie! Sophie! bedenke, was du thust."

„Was sagt denn dein Vater?" fragte Dortchen.

„Der sagt: Sie hat mich nicht gefragt, wie sie mit dem Burschen eins geworden ist; ich aber bleibe bei meinem Glauben. Und dann sagt er: Der Lorenz ist ein ordentlicher Arbeiter, er hat das schönste Haus im Dorfe, es läßt sich sonst nichts gegen ihn sagen."

„Meinst du, daß das Glück am Gelde hängt?" fragte Dortchen und sah auf Christoph, der nur ein schlichter Maurergeselle war.

„Ach bewahre! Ich könnte aber den Lorenz nicht lassen, wenn er auch arm wäre, und ich denke immer, er wird noch vernünftig. Neulich hat er so räsoniert, als die freie Gemeinde aus der Stadt hier durchkam und viele von hier mitliefen nach dem Trautberge. Da haben sie mit dem Mann, der Pastor bei ihnen spielt und den sie Sprecher nennen, ein paar Fässer Bier ausgetrunken. Der Sprecher ist aber den Berg 'raufgeritten und Dollers Guste, des Klempners seine, ist in der schwarzen Samtjacke nebenher gegangen und die anderen haben Witze über das Pärchen gemacht. Lorenz hat da zum Pastor gesagt, er solle sich in mehr Respekt bei den Leuten setzen, daß sie sich nicht bei ihm betrinken und lose Reden führen. Der Schlossergeselle, der immer zu Lorenz kommt, und noch ein Schneidergeselle haben sich in der Betrunkenheit abgeprügelt, und als der Sprecher will zu gute reden, sagt der Schlosser zu ihm: Hör 'mal, Bruder, sei man ganz stille, mit dir ist auch nicht viel los. Da ist die ganze Versammlung in ein helles Gelächter ausgebrochen, und nur ein Häufchen und Lorenz sind böse drüber gewesen und haben gesagt: wenn sie es so trieben, würden alle ehrlichen Leute sich davon zurückziehen. Auf dem Rückweg hat der Pastor nicht können auf dem Braunen reiten, er ist schwindlig gewesen vom vielen Bier. Der Schlosser aber rief: Er ist ehrlich besoffen wie wir. Ich sagte zu Lorenz: er sollte von den Leuten lassen, und ich erzählte ihm, was Dortchen neulich von den freien Gemeinden gesagt hat. Da meint er: Nun erst recht! wenn

solche Klugmäuler guten Rat geben wollen, bleibe ich dabei. — Ich denke aber immer, er gibt sich noch, denn wenn ich nicht in der Kirche getraut werde, gräme ich mich tot. Lassen kann ich von dem Lorenz doch nicht. Wenn wir aber ordentlich getraut werden, kommt ihr doch?"

Christoph und Dortchen sagten ja, und Sophie ging mit dem festen Entschluß fort, nicht nachzulassen, bis Lorenz drein gewilligt.

Die Zurückgebliebenen sprachen über die Sache weiter. Es war dunkel geworden und die kleine Lampe brannte auf dem Tische. Da klopfte es an die Thür.

Christoph rief: „Herein!" — Es war Lorenz.

„Nehmt's nicht übel, wenn ich störe," sagte er trotzig.

„Im Gegenteil," sagte Christoph ruhig, „das ist uns recht lieb, ich habe dich längst gern 'mal sprechen wollen."

„Ich wollte eigentlich Dortchen sprechen," sagte Lorenz.

„Ich weiß schon, was du willst," entgegnete diese; „aber es bleibt dabei."

„Du machst Sophie mit deinen Reden aufstützig, das will ich mir verbeten haben."

„Wenn's nur anschlüge," sagte Dortchen eifrig. „Schäm dich was, Lorenz, bist so ehrlicher Leute Kind und führst jetzt solch Leben."

„Was denn für ein Leben? Etwa daß ich mehr aufgeklärt denke als ihr?"

Christoph lachte herzlich und sah ihm dann treuherzig in das aufgeklärte trotzige Gesicht. „Weißt du, wie weit ihr seid? Gerade so weit wie die Heiden vor der Geburt unseres Heilandes auch waren. Sie freuten sich der schönen Natur, lebten herrlich und in Freuden, und folgten ihren Lüsten und Begierden. Das ist eure Aufklärung, ihr schwiemelt, will ich euch sagen, und von Zeit zu Zeit hat es immer solche Schwiemeler gegeben, der Herrgott aber bleibt doch der Herrgott. Euer Firlefanz wird von dem Felsen seiner heiligen Kirche abgleiten, wie Spülwasser, ihr aber und eure armen Kinder bleibt unten im Drecke sitzen."

Lorenz wußte nichts Rechtes zu erwidern, sein Gewissen schlug ihm heimlich, aber desto trotziger zeigte er sich von außen.

„Ein jeder geht seinen eigenen Weg, und was ich und Sophie thun, geht euch nichts an!“ sagte er.

„Lorenz!“ nahm jetzt die Großmutter freundlich das Wort, „setze dich 'mal her.“ Sie zog ihn neben sich auf den Stuhl. „Als dein Vater dort drüben den Giebel ausbaute, fiel ihm ein Balken auf das Rückgrat, ich stand dabei, als ihn die Leute deiner Mutter in das Haus brachten, er hatte viel Schmerzen, aber hielt die Hände gefaltet. Als der Doktor sagte, hier sei keine Rettung, da sagte dein Vater: Des Herrn Wille geschehe! Dabei schaute er zum Himmel auf. Würdest du das auch können?“

Lorenz schwieg, es war ihm unbehaglich zu Sinne.

„Dein Vater,“ fuhr die Alte fort, „hatte seinen Heiland lieb gehabt, und der erfüllte in seiner qualvollen Stunde sein Herz mit Kraft und Trost. O wenn er jetzt sehen muß, wie sein Sohn ein Widersacher seines Herrn ist. Armer Junge, wenn du ihn nicht so früh verloren hättest, wäre es nicht so weit mit dir gekommen. Lorenz!“

Sie schwieg. Lorenz aber versicherte noch einmal, ein jeder hätte für sich selber zu sorgen und er würde das auch thun.

Vierzehn Tage waren vergangen und der Sonntag, an dem Sophie mit Lorenz zusammengegeben werden sollte, herangekommen. Sie stand nachdenkend am kleinen Fenster ihrer Schlafkammer. Die Sonne stieg eben über den Hügel herauf und schmückte mit ihren goldenen Strahlen die herbstliche Natur. Der Rasen auf dem Kirchhofe schimmerte frühlingsgrün im Kontrast mit dem dunkeln Grün des alten Eibenbaumes am Turmgiebel. Verspäteter Rittersporn blühte auf den Gräbern, und die wenigen Früchte an den Pflaumenbäumen leuchteten blau und rot gegen den blauen Hintergrund. Die Glocken läuteten zum erstenmal, noch war es still im Dorfe. Sophie stand traurig, eine Thräne nach der andern rann über ihre Wangen. Sie dachte, was Dortchen ihr neulich gesagt: Du wirst keinen Hochzeitstag, sondern einen Jammertag haben, dich rufen nicht die Glocken zum heiligen Haus, kein Diener des Herrn hält eine erbauliche Rede und segnet das Paar, da

ist kein heiliger Schauer, keine Bedeutung in dem Tag. Ohne Religion wird der Ehestand angefangen, ebenso fortgesetzt. — Was war das gestern für ein Polterabend? dachte Sophie weiter: Nichts als Saufen und Toben, und der den Pastor vorstellt, mitten drunter. Er machte wohl mitunter schöne Redensarten, mit „lieben Brüder" und „edlem Menschendasein"; aber die meisten haben sich doch wieder betrunken, und hätte Lorenz den Schlossergesellen nicht früh genug fortgebracht, so hätte er Prügelei angefangen. Und solche Gesellschaft soll euch zusammengeben? Nein, nein! schluchzte Sophie, das sind Spiegelfechtereien, Dortchen hat recht.

Jetzt trat Lorenz aus der Hofthür, er sah Sophie oben am Fenster. — „Ein schöner Hochzeitstag, guten Morgen auch!" rief er lustig hinauf.

Sophie schüttelte den Kopf, dazu liefen ihr die Thränen von den Wangen.

„Himmel! Wetter! das geht wieder von neuem los!" murmelte Lorenz und ging zurück in das Haus.

Sophie aber war die Treppe herunter gekommen, nahm Lorenz bei der Hand und führte ihn in die Wohnstube. Der alte Hinrichs suchte eben Karten von der Erde auf, und seine Frau setzte Kuchen und Kaffee auf den Tisch.

„Ich kann's doch nicht," sagte Sophie weinend, „ich will eine ehrliche Hochzeit haben und nicht bloß Narrenspossen."

Die Eltern sahen sie starr an. „Das hättest du eher sagen sollen," entgegnete der Vater, „ich hab' euch gleich gesagt: thut, was ihr wollt, ich aber bleibe bei meinem Glauben."

„Ach du Herrgott!" seufzte die Mutter, „mir ist die Sache immer unheimlich gewesen."

„Zum Kuckuck auch!" rief Lorenz, „wenn ihr noch viel Umstände macht, wird aus der Sache gar nichts."

Die Worte waren ein Schrecken für die Eltern und für Sophie, denn Lorenz war heftig und konnt's wohl wahr machen.

„Sophie, hast du einmal A gesagt, mußt du auch B sagen!" rief der Vater.

„Ach, was soll daraus werden!“ seufzte die Mutter.

„Nun denn,“ sagte Sophie weinend, „ich bin dir in allen Stücken zu Willen gewesen, so thue mir den Gefallen und laß uns jetzt gleich zum Amtsrichter gehen, jetzt, wo uns noch kein Mensch sieht.“

„Meinetwegen!“ entgegnete Lorenz, „dann ist die Sache abgemacht.“

Nach einer halben Stunde gingen beide mit den Eltern durch das Dorf. Manch neugieriges Gesicht ließ sich, trotzdem es noch früh war, am Fenster sehen; aber selbst die so ziemlich mit Lorenz einer Gesinnung waren, schüttelten den Kopf und wollten von derart Trauung nichts wissen. Auch Lorenz fühlte sich unbehaglich. Sophie hat recht, eine ehrliche Hochzeit ist es nicht! sagte sein Gewissen, und die Redensarten, die über seinen Polterabend im Dorfe herumgingen, hatten seinen Stolz tief beleidigt. Er schämte sich seiner Freunde aus der Stadt, er hätte gewünscht, sie wären heute nicht wiedergekommen, aber manche waren gar nicht fortgegangen, und der Schlosser lag jetzt noch auf dem Heuboden und schlief seinen Rausch aus.

Der Amtsrichter war ein alter, frommer Mann, er hatte schon vor vierzehn Tagen weitläufig mit Lorenz gesprochen und suchte ihn zu einer Trauung in der Kirche zu bewegen, aber vergebens. Als er heute das Brautpaar eintreten sah, klappte er ruhig seine Bibel, über die er eben saß, zu und machte alles bereit.

Sophie kam von neuem der Jammer über das Herz. „Können wir denn nicht wenigstens ein Vaterunser beten?“ schluchzte sie laut. Der Amtsrichter sah sie mitleidig an, auch die Mutter weinte; aber Lorenz drängte Sophie an den Tisch, die Sache ward abgemacht. Als sie zurückkamen, standen Christoph und Dortchen am Gartenzaune. Lorenz und Sophie schlugen die Augen nieder.

Am Nachmittag kam die freie Gemeinde mit dem Prediger an der Spitze nach dem Niederanger, einem Platz am Dorfe. Hier wollten sie sich erbauen und unterhalten, der Prediger that das in der Absicht, wie er es neulich auf dem Trautenberge gethan, um Anhänger zu gewinnen und auch in Barnedorf eine freie Gemeinde zu stiften.

Bis jetzt hatte er auf dem Lande nicht viel Boden zu seinem Vorhaben gefunden, die Leute waren noch nicht so geist- und herzlos, als in den Städten. Auch von Barnedorf war neulich eine Menge Neugieriger nach dem Trautberge gelaufen, aber selbst die Leichtfertigen sagten: „Fürs erste bleiben wir bei unserem Glauben.“

Lorenz war im Dorfe der einzige, der sich öffentlich zur freien Gemeinde erklärt hatte, obgleich er sonst ein geachteter Mann war. Er hatte fromme Eltern gehabt, manch frommer Spruch hing ihm aus der Jugend an. Nur besonders die letzten vier Jahre, wo er als Tischlergeselle gewandert war, hatten so bösen Einfluß auf ihn geübt. Er war mit vielen Halbgebildeten umgegangen, die mit hochtrabenden Redensarten schwache Herzen verführen. Lorenz wollte aufgeklärt und gebildet sein, er machte alles mit, was die Zeit Böses hervorbrachte, und ging zuletzt gar zur freien Gemeinde über. In seiner ersten Begeisterung meinte er, wenn er nach seinem Dorfe komme, müsse das Licht, das er dort aufstecke, gleich ein großes Feuer anzünden, und war höchst verwundert, als er hier so viele bedenkliche Gesichter fand. Das Schlimmste aber war, daß er sich selbst gestehen mußte, wie diese neue Lehre eigentlich nichts als ein Schanzkorb sei, dahinter sich alle schlechte Gesellschaft verkroch, und mit Schmerz mußte er sehen, daß die meisten Mitglieder nur heruntergekommene Leute waren und der bessere Teil sich nach und nach zurückzuziehen suchte. Aber die Sache aufgeben konnte er nicht, er hatte zu viel und zu sicher davon gesprochen. Vielleicht konnte er der Sache noch einen andern Schwung geben, dachte er in seiner Eitelkeit.

Was aber faul ist, bleibt faul, wo Sünde gesäet wird, ist Schande und Elend die Ernte.

Der Sprecher traute das Paar in Hinrichs Wohnstube. Lorenz hatte nur wenige von den Freunden eingelassen und ihnen angedeutet, wenn sie sich nicht anständig verhielten, würden sie hinausgeschmissen.

Sophie weinte. Nicht aus Rührung über des Sprechers Worte, sondern aus Scham und Aerger. Die Magd und eine Arbeitsfrau hatten zu despektierlich von der Hochzeit

gesprochen, Heinzens Jule hatte kichernd in das Fenster gesehen, und die ganze Jugend war vor der Thür versammelt. Lorenz war verlegen und wünschte nur die Sache so schnell als möglich abgemacht. Nach der Trauung zog die Gesellschaft nach dem Niederanger, wo schon die freie Gemeinde aus der Stadt und viele Neugierige aus Barnedorf versammelt waren. Lorenz hatte längst versprochen, an seinem Hochzeitstag ein Faß Bier zu spendieren, er mußte es auch halten. Der Jubel am Bierfaß war die Vorfeier zur Andacht, dann hielt der Sprecher seine Rede. Er sagte unter anderem, daß doch die freie Natur ein weit schöneres Gotteshaus sei, als eine Kirche, daß Gott auch weit eher hier zu finden sei. Wir Menschen sind freie, gut geschaffene Wesen, sagte er, die Freuden der Welt mögen wir ohne Furcht genießen, denn dazu sind wir geschaffen, und können deshalb unbekümmert hingehen unseren Lebensweg bis an das Ende. Unser Herz sage uns schon das Rechte. Das übrige wäre Pfaffenerfindung; die sich aber des sogenannten Glaubens rühmten, die hätten keine Liebe. Die Liebe mache sich und andern das Leben leicht. Die dunkeln Zeiten seien vorüber und man gehe schönen freien Zeiten entgegen. Es klang ganz hübsch, was er sagte, wie eine Schlange von weitem glitzert und doch Gift und Tod in sich hat.

Als er geendet, stellte sich plötzlich Christoph zu ihm. Lorenz hatte ihn schon längst bemerkt und war nicht wenig verwundert darüber.

„Mit Verlaub — eine Frage," sagte er ruhig, aber mit lauter Stimme. „Hält denn die freie Gemeinde noch auf die zehn Gebote?"

„Ei freilich, mein lieber Freund," entgegnete der Sprecher, „wir halten überhaupt an der christlichen Moral fest, wir wollen nur von allem Wunderbaren nichts wissen."

Als Christoph etwas entgegnen wollte, entstand ein großer Lärm; die freie Gemeinde wollte nichts von ihm wissen, die Barnedorfer aber wollten ihn gerade hören.

„Also ihr haltet noch auf die zehn Gebote?" begann er.

„Nee, nee!“ schrie jetzt der Schlosser mit frecher Stimme, „der Herr Sprecher heuchelt nur noch ein bißchen christliche Moral. Die Sache ist anders, und ich glaube, daß im Grunde er und alle meine Freunde mit mir einer Meinung sind. Wir denken so von den zehn Geboten. Das erste heißt ja wohl: ‚Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir.‘ Wo ist aber Gott? ich sehe keinen. Ich aber bin das edelste Geschöpf auf der Welt, also bin ich Gott und soll mich über alle Dinge lieben, das wollen wir auch rechtschaffen. Das zweite heißt: ‚Du sollst nicht schwören und fluchen,‘ glaube ich. Das ist aber Unsinn. Denn wenn mich ein Schockschwerenöter Esel schimpft, dann sage ich: ‚Du verfluchter Lumpenhund! Nicht wahr? das ist natürlich.“

Er wandte sich bei diesen Worten triumphierend zum Kreise der Zuhörer. Lautes Gelächter war die Antwort.

Es entstand auch ein Gegenlärm, viele von der freien Gemeinde wollten sich durch den Angetrunkenen nicht beschimpfen lassen, aber die meisten amüsierten sich über die losen Reden, und er gewann wieder das Wort.

„Das dritte Gebot heißt: ‚Du sollst den Feiertag feiern.“ Für jetzt: ja; wir hoffen aber auf bessere Zeiten, wo wir auch die Woche durch feiern.“ — Beifallsgelächter. — „Das vierte: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren,‘ — natürlich, wenn die Alten vernünftig sind. Das fünfte: ‚Du sollst nicht töten.‘ Unter Umständen bedenklich. Darüber sind unsere Gelehrten noch nicht einig. Die Zeit muß lehren, was hierin eines freien Mannes Pflicht ist. ‚Du sollst nicht ehebrechen.‘ Davon ist keine Rede, bald hört das Hochzeiten auf und ist eine Schwesterschaft und Brüderschaft.“ — Neues Gelächter. — „Sehen Sie, Sophiechen,“ wandte er sich zu Sophie, „das ist der Hauptprofit bei uns Freien, sind wir unserer Ehehälfte satt, lassen wir sie laufen, und nehmen uns eine andere.“ — Laute Bravos und allgemeine Heiterkeit. — ‚Du sollst nicht stehlen.‘ Das versteht sich von selbst, wenn erst alles ein Ei und ein Kuchen ist. Wer die stärkste Faust hat, kriegt das Größte, und wer das größte Maul hat, säuft das meiste. Ich denke, ich

will nicht schlecht 'bei wegkommen." — Dabei sah er mit seinem versoffenen Gesicht ganz scheußlich aus.

Der Lärm aber war so groß geworden und die Mißbilligung der Vernünftigen so weit obenauf gekommen, daß der Schlosser schweigen mußte. Da hub Christoph an: „Alles, was der angetrunkene Schlosser da etwas grob, aber offenherzig über sich und seine Kameraden gesagt, das ist auch meine Meinung von ihnen. So denken auch die Republikaner über die zehn Gebote; privilegierte Spitzbuben, Sabbatschänder, Gottesleugner wollen sie sein, wenn auch manche die Sache nach außen hin etwas zuzustutzen wissen. So habe ich nichts weiter drüber zu sagen, als daß wir Barnedorfer eigentlich das ganze Gesindel müßten aus unserem Revier treiben, aber wir wollen uns nicht damit besudeln, wir gehen fort und lassen sie sich allein ihre Ohren verpesten. Wer rechtschaffen denkt, geht mit. Die Barnedorfer schlossen sich ihm fast alle an, ja auch viele Städter zogen sich zurück. Lorenz wollte den Haufen zur Ruhe bringen, goß aber nur Oel ins Feuer, und seine Schwiegereltern und Sophie waren froh, als sie ihn aus dem wütenden Knäuel glücklich heraus und auf den Heimweg gebracht hatten.

Christoph aber konnte heute noch nicht schweigen. Er war der Sprache eigentlich nicht sehr mächtig, aber heute ging's doch. „Siehst du," sagte er zu einem Schneider, der ihm entgegen hielt, daß der Sprecher eigentlich gar nicht übel gesprochen hätte: „siehst du, wenn du das meinst, so ist's ein Zeichen, daß dir unser Herrgott gleichgültig ist. Und wehe dir, wenn er über kurz oder lang deine arme Seele vor Gericht fordert! Ich sage aber: der Mensch hat sehr übel gesprochen. Disputiert nur Himmel und Hölle fort; aber der Herr bleibt doch der starke Gott, er wird seinen Spöttern den verdienten Lohn geben. Es ist recht schön in der freien Natur, und ich höre auch gern die Vögel singen und erbaue mich auch an allen den Schönheiten, wenn ich im Schweiß meines Angesichts mein Brot verdiene, oder wenn ich feiern darf. Aber wir, die wir an einen Himmel glauben, wollen auch hier auf Erden schon einen Ort haben, der dem Himmel geweiht ist, wo wir die

Erde vergessen und nur denken an das, was droben ist. Und wenn die Vögel noch so schön singen, so ist's doch ein anders, wenn die Glocken läuten und wenn die Orgel klingt, das ist Musik, nur dem Herrn und dem Himmel geweiht. Ja, wer nie an einen Teufel geglaubt hätte, müßte es jetzt wohl. Denn ein lügnerischer Teufel spricht aus dem Munde, der da sagt: Geht nur ohne Sorge euern Weg, und folgt der Stimme eures Herzens, und dem, was natürlich ist. Natürlich ist's, daß, wenn uns dürstet, wir trinken; aber Hunderte, die ihrem Durst gefolgt, sind um Geld und Ehre und Gesundheit gekommen und so dem Teufel in die Arme gelaufen. Natürlich ist's, daß wenn uns einer schimpft, schimpfen wir wieder; wie es aber Raufbolden geht, wissen wir. Seht nur den Schlosser an, jeder Rechtschaffene geht ihm aus dem Wege. Natürlich ist, zu sagen: Ruhe ist besser, wie Arbeiten, und hast du Hunger, so nimm dir was! und das ist der Anfang für alle Diebe und Mörder, und sie laufen dem Teufel erst recht in die Hände, der ihnen den guten Rat gegeben hat: Folge immer deiner natürlichen Herzenseingebung. So ist's in allen Stücken, und es steht fest: unser natürliches Herz ist verderbt und nur ein durch unsern Erlöser erneuertes Herz kann dem Verderben entgehen. Wer in seinem Herzen dem Herrn noch getreu ist, und das Treiben des Schlossers und Konsorten verabscheut, und dem mit allen Kräften steuern will, nehme jetzt die Mütze ab und halte die Hand in die Höhe!" rief Christoph mit erhöhter Stimme.

Alle Mützen waren herunter, alle Hände in die Höhe.

Die Halunken sollen uns nicht wieder in den Kram kommen! — Unsern Glauben wollen wir behalten! — Alles, was recht ist, aber das war zu toll! So gingen alle Stimmen beifällig durcheinander; und selbst die sonst nicht sehr fest waren, mußten mit, die einfachen kräftigen Worte hatten's über die allgemeine Stimmung davongetragen.

Lorenz saß mit Sophie in seiner Eltern Hause, der Mond schien hell durch die Fenster, aber in beider Seelen war es trüb. Sophie klagte: „Das war doch heut kein Hoch-

zeitstag, und ehe ich nicht getraut bin, halte ich mich für keine ehrliche Frau." Lorenz suchte sie zu beruhigen, aber sein Gewissen schlug ihm doch, und als er im Vorübergehen Christophs Rede mit angehört, sagte sein Gewissen: Der hat recht und ist ein glücklicher Mann, daß er sich von dem Treiben fern gehalten.

Es vergingen Monate. Lorenz hatte sich jeden ferneren Besuch der freien Gemeinde verbeten, auch hielt er sich ganz davon entfernt seit dem Hochzeitstag, an dem er wohl inne geworden war, daß er auch nichts bei ihnen ausrichten würde. Aber auch von der Kirche hielt er sich fern, weil sein Hochmut sich nicht entschließen konnte, seine Schuld zu gestehen. Sophie aber grämte sich und holte sich von Dortchen Trost und Rat.

„Mit unserer Macht ist nichts gethan," sagte Dortchen, „du mußt den Herrn bitten, daß er Lorenzens Herz mit seinem heiligen Geist erfülle. Was wir im Glauben von ihm bitten, will er uns gewähren. Dabei sei liebreich gegen ihn, und zeige ihm deine Liebe, und wie du möchtest, daß er Frieden erlange."

Sophie befolgte den Rat getreulich. Sie war seit ihrer Verheiratung ganz umgewandelt. Wie ihr schwaches Herz früher so leicht der Verführung zum Leichtsinn gefolgt war, so folgte es jetzt der Stimme Dortchens, die sie für den Frieden Gottes warb.

„Ob der Herr helfen wird?" fragte sie wohl noch oft. „Ja, er wird!" fügte sie aber mit der Zeit immer sicherer hinzu. „Er wird!" wiederholte Dortchen, „und wenn er auch zögert, so findet er doch endlich seinen Weg." Und er hatte ihn schon gefunden.

Ende Februar bekam Sophie eine böse Grippe, von welcher ein heftiger Husten zurückgeblieben. Schon als Mädchen hatten ihr ältere Bekannte gesagt: Sophie, nimm dich in acht, du siehst akkurat aus wie die Schwestern deines Vaters, und die sind beide an der Schwindsucht gestorben; aber Sophie hatte rote Backen und lachte dazu. Jetzt aber ward es bedenklich. Sie erwartete im Sommer ihre Nie-

derkunft und war abgezehrt und bleich geworden. Lorenz selbst sah sie zuweilen voller Schrecken an. Sie war ihm recht an das Herz gewachsen, denn sie war eine treue Hausfrau und zeigte ihm bei jeder Gelegenheit, wie lieb sie ihn hatte. Neulich sonntags, als es zur Kirche läutete und er unwillkürlich vor den vorübergehenden Kirchengängern vom Fenster zurücktrat, sah er Sophie weinen. „Sophie!“ sagte er freundlich, „ich habe nichts dawider, wenn du in die Kirche gehen willst, aber laß mich.“

„Nein, ich lasse dich nicht,“ sagte sie sanft und reichte ihm die Hand. „Diese Nacht träumte mir, du nähmest mein Kind von meinem Arm und sagtest: Sophie, du mußt allein reisen. Da weinte ich so, und du sagtest: ich komme aber nach. Da küßt' ich euch beide und war ruhiger im Herzen, aber ich wollte doch nicht gern fort und wachte darüber auf. Lorenz, ehe ich sterbe, lassen wir uns hier in der Kirche trauen, und unser Kind läßt du auch taufen und bekennst dich wieder zur Christengemeinde.“ Lorenz aber schüttelte mit dem Kopf und seufzte. Erst kürzlich hatte ein Spaßvogel zu ihm gesagt: „Lorenz, ich wette, über kurz oder lang kriechst du doch zu Kreuze.“

Es war Palmsonntag, ein milder Frühlingstag begrüßte die sprossende Erde. Sophie stand im kleinen Garten hinter dem Haus und pflückte Schneeglöckchen und Immergrün. Ihre jüngste Schwester Hannchen wurde heute eingesegnet: der trug sie den Strauß hin. Sie trat zu den Eltern in die Stube. Diese bekamen immer einen Schrecken, wenn sie Sophie sahen, sie hatten ja ihr Kind elend gemacht; weil ihnen selbst ihr Glaube nicht teuer war, da hatten sie es ruhig mit angesehen, daß ihre Tochter leichtsinnig sich davon losgesagt. Hannchen im weißen Kleide reichte der Schwester die Hand.

„Hier hast du einen Strauß,“ sagte Sophie, „den hebe zum Andenken auf an diesen Tag, daß du nicht meineidig wirst und deinen Glauben verleugnest.“

Hannchen rannen die Thränen von den Augen, sie fühlte der Schwester Elend.

„Uebers Jahr," fuhr diese fort, „dann hole aus Lorenzens Garten auch Schneeglöckchen und Immergrün und trag es auf mein Grab, und wenn mein Kind leben sollte, gib ihm den Strauß in das Händchen, da will ich mich im Himmel darüber freuen."

Die Eltern weinten, und die Schwester weinte, und Sophie fuhr fort: „Ja, im Himmel! denkt nicht, daß ich da hinausgestoßen werde. Ich bin wieder zurückgekehrt zu meinem Herrn und Heiland, ich habe meinen Glauben wieder, und keine Macht der Welt soll mir den nehmen. Komm, Hannchen, wir wollen ein Vaterunser zusammen beten, und beten: Herr, segne und behüte uns."

Die Schwestern setzten sich in das Fenster und beteten leise, und beide Eltern beteten mit.

So war Pfingsten herangekommen. Acht kummervolle Wochen hatte Sophie wieder verlebt. Sie hatte immer gehofft, Lorenz zum Uebertritt zur Kirche zu bewegen, ja sie wußte, daß er im Herzen nichts dagegen hatte, aber er fürchtete den Spott der Menschen. Heute aber, ja sie fühlte es, der Herr hatte sie erhört, ebenso gewiß als sie ihren nahen Tod fühlte. Sie stand im Garten, sie sah nach der Kirche und dem blühenden Kirchhof. Sie hatte ihr Brautkleid an und war festlich geschmückt, aber sehr blaß sah sie aus. In der Hand hielt sie ein Gesangbuch und einen Blumenstrauß. Da kam der Küster, und bald tönte das Festgeläut über das Dorf und über Flur und Wald. Es war erst vorgeläutet. Aber dort trat der Prediger im Ornat aus seinem Garten und gegenüber kamen ihre Eltern mit Hannchen durch die Kirchhofspforte. Sophie ging schnell zurück in das Haus, Lorenz saß in der Werkstatt, nicht um zu arbeiten, das hatte er nie des Sonntags gethan. Sophie ging auf Lorenz zu, reichte ihm die Hand und sah ihn mit ihren matten Augen ernsthaft an. „Lorenz, ich werde bald sterben," sagte sie leise.

Lorenz seufzte, es kam ihm auch so vor, und die Hebamme hatte noch neulich die Achsel gezuckt und von Auszehrung gesprochen.

„Ans Sterben denken alle Frauen in deiner Lage,“ sagte er tröstend.

Sie aber legte den Kopf an seine Schulter und flüsterte leise: „Wenn ich tot bin und du hast meinen letzten Wunsch nicht erfüllt, wirst du keine Ruhe auf Erden und ich keine im Grabe haben. Komm, kein Mensch ist in der Kirche, ich muß getraut sein.“

„Sophie!“

„Lorenz!“ — ihre Lippen zitterten und wurden immer bleicher.

„Ja, ja, sie stirbt,“ flüsterte er leise und gedankenlos.

„Ja, — ja,“ fügte sie hinzu „und ich fürchte mich auch nicht, ich habe meinen Gott wiedergefunden. O Lorenz, ich habe den Herrn gebeten, er möchte dein Herz rühren, daß du meinen letzten Wunsch nicht abschlägst, und ich wußte, du wirst ihn erfüllen. Lorenz! wie wird mir sein, wenn wir beide getraut sind! Komm, der Pastor und meine Eltern sind schon in der Kirche.“

Lorenz konnte kein Wort sprechen, er ging zum Schrank, nahm die Mütze und die weißen Handschuhe und schritt mit Sophie zum Haus hinaus.

Sie traten in die Kirche. Blumenduft erfüllte den Raum, grüne Kränze hingen an den Chören, gelbe Blumen waren auf den Boden gestreut. Herr Gott! Herr Gott! darf ich dein Heiligtum wieder betreten? dachte Lorenz. Der Herr rüttelte gewaltig an seinem Herzen. Als er da kniete vor dem Altar, als der Prediger mit bewegter Stimme den Segen des Herrn für ihn und Sophie erflehte, als er seine Eltern im Geiste vor sich sah, da ward es ihm wunderbar zu Mut, er fühlte die Seligkeit des zurückkehrenden Glaubens. Hier bin ich, Herr, stammelte seine Seele, nimm mich wieder zu Gnaden an.

Sie verließen die Kirche. Vor der Kirche blieb der Prediger stehen, Sophie und Lorenz auch, er faßte beider Hände und sah ihnen recht teilnehmend in die Augen. Und Sonnenschein und heilige Stille war rundum. O wie ganz anders, dachte Lorenz. Ja, ja, es gibt einen heiligen Glauben, der dem Menschen die Seligkeit aufschließt. Leug-



Das Kind jauchzte fröhlich auf des Vaters Arm und Hannchen legte bewegt den Strauß auf das Grab. (S. 79.)

net nur, ihr Abtrünnigen, es hilft euch nichts, ebensowenig als ihr euer Elend ableugnen könnt.

Die Eltern gingen heim, Sophie und Lorenz traten in den Garten. „Sophie,“ sprach Lorenz bewegt, „jetzt darfst du nicht sterben.“

„O wie gern möcht' ich jetzt leben,“ entgegnete diese und sah dabei traurig auf die abgezehrten Hände und zurück auf den Kirchhof, sie schauerte zusammen und Lorenz mit. Aber sie sah weiter hinauf in den lichten blauen Himmel. Da lächelte ihr bleicher Mund. „Lorenz, der Himmel ist unser,“ sagte sie, „der Herr ist mein Licht, ich fürchte den Tod nicht, ich werde dich dann beschützen, daß dein Herz stark bleibt, daß dir niemand deinen Glauben, deinen Frieden nimmt.“ — Aber Lorenz drückte Sophie an sein Herz, und es war ihr selig und friedlich im Herzen, sie hätte gleich sterben mögen.

Es war wieder Palmsonntag, Hannchen pflückte Schneeglöckchen und Immergrün in Lorenzens Garten, er selbst trat aus der Hausthür mit einem Kind auf dem Arme. Hannchen reichte dem Kinde den Strauß und alle drei gingen nach Sophies Grab. Das Kind jauchzte fröhlich auf des Vaters Arm und Hannchen legte bewegt den Strauß auf das Grab. „Sie wird sich im Himmel drüber freuen,“ sagte sie leise. —